Das
Buch des Weisen

in

luſt= und lehrreichen Erzählungen

des

indiſchen Philoſophen Bidpai.

Aus dem Arabiſchen

von

Philipp Wolff,

Doctor der Philoſophie, Privatdocenten der orientaliſchen Literatur an der königl. Univerſität zu Tübingen, Mitgliede der aſiatiſchen Geſellſchaft zu Paris.

Zweite Auflage.

Erſter Theil.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

20

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Morgenländische
Erzählungen.

Calila und Dimna

oder

die Fabeln Bidpai's,

verdeutscht

von

Philipp Wolff.

Vorwort.

Als ich vor Jahresfrist von Paris zurückkehrte, dachte ich zunächst daran, dem orientalisch-gelehrten Publicum die von mir daselbst abgeschriebenen höchst interessanten Biographien arabischer Dichter von Ibn Challikan und die klassischen, für arabische Sprache und Geschichte höchst wichtigen, Gedichte der Verfasser der Moallakat's in arabischem Text und Uebersetzung mitzutheilen. Allein ein unfreundliches Schicksal ließ mich diese Pläne nicht ausführen, indem mir Andere theils unwissentlich theils wissentlich zuvorkamen, oder auch indem kein Verleger zu finden war. Da ich nun aber doch mein Scherflein beitragen wollte zu

weiterer Erkenntniß des Orients, so dachte ich bald an Anderes und kam so, zunächst durch die einer mir besonders freundlichen Stimme freundliche Aufforderung zu bisweiliger Mittheilung einer morgenländischen Erzählung angeregt, auf den Gedanken, die Fabeln Bidpai's, eines der merkwürdigsten Bücher, die es gibt, zu übersetzen. Das ist nun geschehen! Und ich setze nur hinzu, daß, wenn diese meine erste deutsche Uebersetzungs-Probe gute Aufnahme findet, ich, neben meinen historischen Arbeiten — einer Geschichte der morgenländischen Poesie (worüber ich Vorlesungen gehalten), und einer Geschichte Harun's und seines Zeitalters (mit einer Gallerie der berühmtesten Männer seiner Zeit) — fortfahren werde, zu meiner Erholung und Ergötzung, Erzählungen der verschiedensten Art aus dem Arabischen, Persischen und Indischen zu übersetzen. Bei solchem Vorhaben ist vorliegender Uebersetzung des Bidpai der allgemeinere Titel:

„Morgenländische Erzählungen“ beigesetzt und Bidpai in zwei Bändchen getheilt worden, denn es soll von Zeit zu Zeit, denke ich, ein Bändchen morgenländischer Erzählungen, zu etwa zwölf Bogen, erscheinen. Zunächst wird hiebei den Gulistan (Rosengarten) von Sadi die Reihe treffen.

Was den Titel vorliegenden Buches betrifft, so glaubte ich dem alten und ursprünglichen „Calila und Dimna,“ welches Benennungen zweier Schakale sind, die in den beiden ersten Capiteln des Buchs die Hauptrolle spielen, und wornach dann das ganze Buch benannt worden, den Titel beisetzen zu müßen, unter welchem das Buch am bekanntesten ist, „Fabeln Bidpai's.“ Hier muß aber gegen die Meinung verwahret werden, welche nach diesem Titel blos gewöhnliche Thierfabeln, in unzusammenhängender Reihe neben einander gestellt, wie die des Aesop und Locman, erwarten wollte;

denn Bidpai's Fabelbuch enthält nicht vereinzelt dastehende Fabeln, sondern, mit einem Wort, eine Philosophie des Lebens, dargestellt in dem anmuthigen Gewande von Fabeln und Parabeln. Die in dem Buche enthaltenen, mehr denn sechzig, Fabeln und Parabeln sind durch ein engeres oder loseres Band an einander geknüpft, kunstreich und dennoch natürlich. Eine Einsicht in das Buch wird das Nähere über die Art und Weise der Verbindung zeigen.

Zu verwahren dürfte vielleicht auch noch dagegen seyn, wenn Jemand in dem Buch nur so blätterte und da gerade auf eine anstößige Stelle stieße, deren es wirklich einige gibt, durch die Bemerkung, daß das Buch ein orientalisches ist und nach orientalischen Begriffen zu beurtheilen. Der Uebersetzer, der sich bestrebte, seinen Text sinngetreu wiederzugeben und, so gut als es angieng ohne unverständlich zu werden, das orienta-

lische Colorit beizubehalten, durfte nichts weglassen, was er vorfand. Der Totaleindruck des Buchs wird, was ein Mackel daran scheint, leicht verwischen.

Die Zugabe, welche den größern Theil des zweiten Bändchens einnimmt, ist gegeben worden theils, um durch Mannigfaltigkeit den Leser zu ergötzen, theils um auch Neues und noch nicht Uebersetztes, wovon nur wenige kleinere Erzählungen auszunehmen sind, zu geben, theils auch Studierenden der arabischen Sprache zu Gefallen, denen bei den ersten Versuchen arabischer Lectüre eine vorliegende Uebersetzung des zu Lesenden nur willkommen seyn kann *).

Schließlich habe ich nur noch zu erklä-

*) Die Erzählungen von pag. 146—247 sind aus der trefflichen Chrestomathie von Kosegarten. Die von pag. 247—255 aus Rosenmüllers Institutiones etc. Die übrigen aus Freytag's werthvoller Chrestomathie, Bonn, 1834.

***

ren, daß ich einiges von dem, was Rückert in seiner Recension der Kosegarten'schen Chrestomathie übersetzt hat, fast wörtlich beibehalten habe, weil nicht besser übersetzt werden konnte, und daß ich durch Uebersetzung zweier Makamen Hariri's nicht etwa mit dem bewundernswürdigen und unerreichbaren Uebersetzer in die Schranken treten, sondern blos dadurch den, der den Hariri von Rückert noch nicht kennen sollte, darauf aufmerksam machen wollte.

So gehe denn hin, du mein Büchlein, das du mir viel Arbeit gemacht aber noch weit mehr Freude gewähret hast, und suche und finde dir, trotz der Mängel, die du an dir durch meine Schuld haben magst, freundliche Leser!

Tübingen den 6ten Februar 1837.

Ph. Wolff.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Bändchen.

Einleitung.

	Seite
Der arme Mann und der Dieb	XXVII
Der arme Mann, der einen Schatz entdeckt	XXVIII
Der Saumselige	XXIX
Der Kaufmann u. sein trügerischer Genosse	—
Der sich selbst betrügende Dieb	XXX
Der unbedachtsame Fischer	—
Die Parabel vom Menschengeschlecht	XXXVI
Der überlistete Dieb	XXXIX
Der ertappte Liebhaber	—
Der übervortheilte Kaufmann	XL
(Die Fabel vom Hund.)	—

Calila und Dimna.

Erstes Buch. Der Löwe und der Stier	1
Der Affe und der Zimmermann	8
Der Fuchs und die Paucke	22
Der Mönch und der Dieb	29
(Die zwei Böcke und der Fuchs	—
Die bestrafte Frau	30
Die Schuhmachers und Barbiers=Frau)	31
Der Rabe und die Schlange	40
Der Fischreiher und der Krebs	41
Der Löwe und der Hase	46

Seite
Die drei Fische 54
Die Laus und der Floh 59
Die Ente, die das Fischfangen aufgab . 68
Der Löwe und das Kameel . . . 74
Der Eisvogel und der Meeresgott . . 84
Die Schildkröte und die zwei Enten . 85
Die Affen und der Vogel . . . 91
Der Betrüger und der ehrliche Mann . 93
Der Kaufmann und sein schlechter Freund 98

Zweites Buch. Untersuchung der Sache Dimna's 103

Die Kaufmannsfrau und der Maler . 110
Der unwissende Arzt 123
Das zurechtgewiesene Weib . . . 127
Der Falkenträger und die Papageyen . 138

Drittes Buch. Die Ringeltaube . . 146

Die Frau, die einen Tausch macht . 161
Der Jäger und der Wolf . . . 162

Viertes Buch. Die Uhu's und die Raben 183

Der Hase und der Elephant . . . 192
Der Hase, der Habicht und die Katze . 197
Der Mönch und die verschmitzten Diebe 205
Der Kaufmann und der Dieb . . 210
Der Mönch und die beiden Unholde . 212
Der leichtgläubige Zimmermann . . 214
Der Mönch und die Maus . . . 219
Die Schlange und der Froschkönig . . 226

Fünftes Buch. Der Affe u. die Schildkröte 235

Der Löwe, der Esel und der Schakal . 242

Zweites Bändchen.

Seite
Sechstes Buch. Der Mönch u. das Wiesel 1
Der Pläne schmiedende Mönch . . 3
Siebentes Buch. Die Maus und die Katze 8
Achtes Buch. Der König und der Vogel 21
Neuntes Buch. Der Löwe und der fromme Schakal 35
Zehntes Buch. Iladh, Baladh und Iracht 55
Die beiden Tauben 76
(Der Affe mit den Linsen) 78
Eilftes Buch. Die Löwin, der Bogenschütz und der Schakal . . 86
Zwölftes Buch. Der Mönch und der Gast 93
Der Rabe, der einen andern Gang lernen wollte 95
Dreizehntes Buch. Der Pilger u. der Goldarbeiter . . . 97
Vierzehntes Buch. Der Königssohn und seine Freunde . . 108
(Der Pilger und die beiden Tauben) . 119

J. Gower

Zugabe.

	Seite
Der falsche Prediger	125
Abu Seid's Abschiedsrede an seinen Sohn	134
Dschundaba und die Heldenmörderin .	146
Der tüchtige Strafprediger . . .	175
Der Bußfertige	185
Der Geldwechsler von Bagdad . .	189
Die Sängerin von Bagdad . . .	234
Der ertappte Dieb	247
Die Gewissenhaften	248
Der wahre Grund	250
Der Dichter Abu Dulama . . .	252
Mamun und Kosa'i	255
Die belohnte Gastfreundschaft . . .	256
Der Wettstreit	259
Der Sklave und der Hund . . .	263
Der Rebell	264
Der Graubart	265
Der Dieb	267
Wem zu gehorchen?	268
Der Bekehrte	269
Der schöne Mantel	273

Druckfehler.

Seite	Zeile	
59	5	traue statt vertraue
193	1	lidten — litten
	II.	
40	9	Schmeichellecker statt Speichellecker.

Einleitung.

Schwer zu begreifen ist es, daß ein Buch, wie vorliegendes der Fabeln Bidpai's, dem der Orient wie der Occident seine Bewunderung gezollt, ein Buch, das wohl nächst der Bibel in die meisten Sprachen der Welt übersetzt ist, ein Buch, das ganze Völker begeisterte und dem Könige und Fürsten Aufmerksamkeit und Huldigung schenkten, — schwer zu begreifen ist es, sage ich, daß ein solches Buch bei uns in solches Dunkel der Vergessenheit gerathen ist, daß außer Gelehrten vom Fach fast Niemand mehr eine Kenntniß von demselben hat.

Ohne die Ursachen, warum dieses so gefeierte Buch in neuern Zeiten so vernachläßigt worden, weiter aufzuspüren und auseinanderzusetzen,

ohne zu wiederholen, was Männer von größter Bedeutung, wie ein Luther und Herder, über die Bedeutung der Fabeln gesagt haben, wollen wir bloß zum schlagenden Beweis der ausgesprochenen Bedeutsamkeit unsers Buchs seine

Geschichte der Entstehung und Verbreitung

in gedrängter Uebersicht geben.

Indisch.

Daß das Buch, d. h. der Grundstock desselben, indischen und nicht persischen Ursprungs sey, wie Herr von Diez zu beweisen sich bemühte, ist jetzt nach dem zu Tage geförderten indischen Text des Hitopadesa (freundliche Unterweisung) und nach den gründlichen Untersuchungen englischer und französischer Gelehrten, namentlich nach denen meines verehrtesten Lehrers, des Barons S. de Sacy außer allen Zweifel gesetzt. Außer vielen historischen Zeugnissen spricht für Indien als das Stamm-

land dieser Fabelsammlung das indische Colorit, das sich an vielen Stellen unserer arabischen Uebersetzung nicht verkennen läßt *), wiewohl der arabische Uebersetzer oder Bearbeiter im Ganzen das Buch zu nationalisiren suchte. Die allerdings nicht kleine Verschiedenheit in den einzelnen Fabeln und Erzählungen und in ihrer Anreihung an einander, bei Hitopadesa und unserm arabischen Text, darf nicht befremden. Der arabische Uebersetzer hat eben den ihm vorliegenden Stoff frei behandelt. Der Hitopadesa, dem selbst wieder ein älteres Werk, das Panchatantra (fünf Sammlungen), zu Grund liegt, ist zuerst von Wilkins in einer englischen Uebersetzung Bath, 1787 bekannt gemacht worden. Der indische Text erschien zuerst Serampore, 1804 unter der Leitung von Carey, mit

*) Vergl. darüber Sacy in dem seiner Ausgabe vorangeschickten Memoire historique (pag. 6.), welches wir überhaupt als die Grundlage dieser Zusammenstellung angeben müßen, und Bohlen im alten Indien II, 387.

einer Einleitung von Colebrooke. Dann wieder London 1810, und von einer bengalischen und englischen Uebersetzung begleitet Calcutta 1830. Einen kritisch verbesserten Text gaben A. W. v. Schlegel und Chr. Lassen, Bonn 1829. Den Anfang des Buchs (lithographirt, mit einem Glossar) gab Bernstein, Breslau 1823.

Ueber die Entstehung des Buchs in Indien verbreitet sich die von einem gewissen Behnud, einem Perser, zu dem Buch gemachte Einleitung. Was an der Erzählung dieses Behnud Historie, was bloße Sage oder Erfindung sey, ist nicht auszumitteln, indeß ist wohl nicht zu zweifeln, daß dieselbe eine historische Grundlage habe. Das Wesentliche dieser Einleitung ist folgendes:

Nachdem der indische König Fur (Porus) durch Alexander den Großen überwunden und getödtet war, kam ein gewisser Dabschelim, königlichen Stammes, auf den Thron von Indien, denn der von Alexander an Porus Stelle eingesetzte Statthalter konnte sich nicht halten.

Dieser Dabschelim wurde mit der Zeit ein vollkommener Tyrann. Zu seiner Zeit lebte ein wegen seiner Weisheit in allgemeinem Ansehen stehender Brahmane, Namens Bidpai. Der Weise, von dem rücksichtslosen Eifer getrieben, den König von seinem ungerechten Thun und Treiben abzubringen, stellt sich vor demselben und hält ihm in freimüthiger Sprache alle seine Gebrechen vor und ermahnt ihn zur Aenderung seiner Handlungsweise. Der ob solcher Freimüthigkeit ergrimmte König galb alsbald Befehl, den Brahmanen an's Kreuz zu schlagen, änderte jedoch gleich denselben dahin ab, daß er den Bidpai bloß in's Gefängniß werfen ließ. Die zahlreichen Schüler des Weisen entflohen in entfernte Gegenden. Bidpai blieb lange Zeit im Gefängniß. In einer schlaflosen Nacht verfiel der König in Nachdenken über die Gestirne des Himmels und ihre Bewegungen, sowie über das System des Universums. Da gedachte er wieder des weisen Brahmanen, hoffte von demselben über das, was ihm dunkel war, Aufschluß

erhalten zu können und bereuete seine an demselben ausgeübte Grausamkeit. So ward Bidpai vor den König gebracht und auf dessen Befehl wiederholte er, indem er die Reinheit seiner Absichten betheuerte, die früher demselben gegebenen Zurechtweisungen und Ermahnungen. Dabschelim hörte ihn aufmerksam und ruhig an, ließ ihm die Fesseln abnehmen und erklärte ihm sogar, ihm die Regierung seines Reichs anvertrauen zu wollen. Nur ungern gieng der Brahmane auf diesen Antrag ein. Seine Verwaltung hatte, wie sich erwarten ließ, den günstigsten Einfluß auf das Reich. Alle Könige Indiens unterwarfen sich gern der Oberherrschaft des nun durch seine vortreffliche Eigenschaften ausgezeichneten Dabschelim. Bidpai erklärte hierauf seinen Schülern, die sich nach seiner ehrenvollen Erhebung zu dem höchsten Staatsamte wieder um ihn versammelt hatten, daß der König ihm den Auftrag gegeben: ein Buch zu verfassen, welches die wichtigsten Regeln der Weisheit in sich enthielte. Anfangs wollte Bid-

pai die Arbeit mit seinen Schülern theilen, aber bald sah er ein, daß er besser derselben sich allein unterzöge, und so gieng er an's Werk, indem er nur einen seiner Schüler als seinen Schreiber annahm. Nachdem er sich mit Papier und mit den für ihn und seinen Schreiber nöthigen Nahrungsmitteln auf ein ganzes Jahr, welche Frist ihm vom König zur Abfassung seines Werks vergönnt war, versehen hatte, schloß er sich mit seinem Schreiber in ein Zimmer ein, zu dem Niemand Eintritt erhielt. Nach Verfluß der bestimmten Frist ward er mit dem Buche fertig. Der König berief alle Großen und Weisen seines Reichs und vor solcher Versammlung las Bidpai sein Buch vor. Der König war entzückt darüber und zeigte sich bereit, dem Verfasser jegliche Belohnung, die er dafür verlangte, zu geben. Bidpai verlangte aber keinen andern Lohn, als daß sein Buch sorgsam aufbewahrt werden möchte, auf daß es nicht über Indien hinaus und in die Hände der Perser komme.

Pehlwi.

Die wichtigsten historischen Zeugnisse stimmen darin überein, daß unter Nuschirwan, dem Gerechten, das Buch Bidpai's nach Persien gebracht worden sey. Der Arzt Barzujeh, so lauten die historischen Berichte, gieng entweder aus eigenem Antrieb oder aus Auftrag des Königs nach Indien, um sich das außerordentliche Buch, dessen Ruf weit hin verbreitet war, zu verschaffen. Er erreichte seinen Zweck durch seine Klugheit und Schlauheit. Barzujeh, der das Buch sofort in das Pehlwi (das Altpersische) übersetzte, erwarb sich durch seine Bemühungen die höchste Gunst seines Fürsten, verlangte aber von demselben als Lohn nichts anderes, als daß er seinen ersten Minister Buzurdschmihr beauftragen möchte, die Geschichte seines (Barzujeh's) Lebens bis zu seiner Reise nach Indien dem von ihm übersetzten Buch voranzustellen. Diese Geschichte findet sich nun wirklich dem Buch vorangestellt, und weiter unten, bei Be-

sprechung der arabischen Uebersetzung, soll das Wichtigste daraus mitgetheilt werden. Ein anderes Capitel der Einleitung handelt von der Reise des Barzujeh nach Indien.

Die Pehlwi Uebersetzung hatte fast mit der gesammten persischen Literatur das Loos, unter der Dynastie der Sassaniden durch den Glaubenseifer der Araber vernichtet zu werden.

Arabisch.

Die älteste Uebersetzung unsers Buches ist die aus dem Pehlwi gemachte arabische von Abdallah ben Mokaffa'. Dieser Mann war ein geborner Perser und lange Zeit der Religion der Mager ergeben. Später, im Dienst des Isa ben Ali, eines Onkels der beiden Khalifen Saffah und Mansur, schwor er seine väterliche Religion ab und wurde ein Bekenner des Islam, wiewohl seine Orthodoxie stets in großem Verdacht blieb. Sein sarkastisches Wesen zog ihm viele Feinde zu, und unter diesen auch den Khalifen Mansur selbst. Er endete daher

auf eine schreckliche Weise, durch die Hand des von Mansur beauftragten Statthalters von Basra, Sofjan, — es wurde ihm ein Glied des Leibes nach dem andern abgeschnitten und in einen Ofen geworfen, zulezt sein ganzer übriger Körper. — Er starb 145 d. H. d. i. 762 unserer Zeitrechnung *).

Zu seiner Uebersetzung unsers Buchs hat Ibn Mokaffa eine Vorrede geschrieben, welche die Absicht des Buchs auseinandersetzt, den Nutzen hervorhebt, welcher aus seiner Lectüre zu ziehen, und Anweisung gibt, wie man dasselbe zu lesen habe. Es mag genügen die Hauptgedanken derselben hervorzuheben; durch eine vollständige Uebersetzung, die anfangs beabsichtigt war, fürchteten wir, unsere Leser zu langweilen.

Zuförderst verlangt Ibn Mokaffa von den Lesern des Buchs, daß sie nicht bei dem Aeußern der Erzählungen stehen bleiben, sondern

*) Vgl. Tydemann conspectus operis Ibn Chalicani nr. 186. *)

daß sie vielmehr den verborgenen moralischen Sinn derselben aufsuchen sollen. Erst dann werde das Buch Nutzen bringen. So müße man ja auch die Nuß erst aufbrechen, wenn man sie genießen wolle. Sodann empfiehlt er: die erkannten Lehren der Weisheit in das praktische Leben übergehen zu lassen, denn das Wissen helfe nichts, wenn man nicht darnach handle. Das Wissen, sagt er, vollendet sich erst durch das Handeln, das Wissen ist wie der Baum, und das Handeln wie die Frucht. Und wer nach dem wohl erkannten Guten nicht handle, der mache sich dadurch nur um so strafbarer. Der weise Mann, fährt er fort, werde bei all seinen Unternehmungen sich stets ein nützliches Ziel vorstecken, er werde Misgeschick, das ihn nach göttlicher Fügung treffe, in Geduld ertragen, denn dasselbe sey nur ein anscheinendes und werde für ihn günstigen Erfolg haben. Das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung dürfe ihn nicht abhalten das Seinige zu thun, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, aber der höchste Ge-

genstand seiner Bestrebungen müßen immer die bleibenden und unvergänglichen Güter seyn. Der einsichtsvolle Mensch werde auf seiner Hut seyn gegen seine Leidenschaften, nicht Glauben schenken den Worten aller Welt, nicht hartnäckig bestehen bei einem falschen Verfahren, an das Unausweichbare der Beschlüsse der Gottheit glauben, mit Muth und fester Ausdauer handeln, Andern nicht thun was er wünscht, daß man ihm nicht thue, und nie seinen Vortheil auf Kosten Anderer suchen. Zulezt ermahnt er nochmals die Leser, daß sie sich nicht begnügen sollen, blos oberflächlich in dem Buch zu blättern, sondern daß sie es ganz und in ernster Aufmerksamkeit lesen sollen.

Der Verfasser des Buchs, sagt er noch am Ende, habe sich bei Abfassung desselben viererlei vor Augen gestellt. Einmal nemlich: dasselbe anziehend zu machen für die jungen Leute, was er dadurch zu erreichen glaubte, daß er darin verschiedene Thiere reden und handeln ließ. Zweitens: die Aufmerksamkeit der Fürsten

zu fesseln durch die darin gezeichneten Gestalten der Thiere. Drittens: daß dasselbe, dem Vergnügen gemäß, das die Leute aus allen Ständen in seiner Lectüre finden würden, durch eine große Anzahl von Abschriften sich vervielfältigen und so auf die fernste Nachwelt sich erhalten sollte. Viertens endlich, sagt er, betreffe der wahre Zweck der Abfassung des Buchs nur die Philosophen, d. h. sein höchster Zweck seyen die unter dem Gewande der Fabeln verborgenen Lehren der Weisheit und Moral.

Alle diese gegebenen Wahrheiten und Lehren sucht Ibn Mokaffa durch passende Gleichnißreden in morgenländischer Weise zu veranschaulichen. So veranschaulicht er z. B. die Wahrheit, daß ein anscheinendes Misgeschick oft günstigen Erfolg habe, durch folgendes Gleichniß von

dem armen Mann und dem Dieb,

welches in Kürze also lautet.

— In das Haus eines armen Mannes, der Mangel litt an Nahrung und Bekleidung und

der sich vergebens mit Bitte um Unterstützung an Verwandte und Freunde wandte, drang ein Dieb ein. Der arme Mann meinte, der Dieb werde sich wohl vergebliche Mühe machen und in seinem Haus nichts finden. Indeß findet dieser doch ein Gefäß mit Weizen und, um nicht ganz leer auszugehen, nimmt er den Weizen und thut ihn in seinen Mantel. Der arme Mann war untröstlich, daß ihm das Wenige, was er noch besaß, genommen werden sollte. Doch das anscheinende Misgeschick wendet sich zu seinem Vortheil. Er geht dem Dieb zu Leibe mit einem Stock, wo dann dieser nichts anderes zu thun weiß, als zu entfliehen, mit Zurücklassung seines Mantels, den sich der arme Mann zu Nutzen macht.

Die übrigen in dieser Vorrede enthaltenen Gleichnißreden sind, außer kürzern im Verlauf der Rede angebrachten Gleichnissen, folgende:

D e r M a n n d e r e i n e n S c h a t z e n t d e c k t, a b e r u m d e n s e l b e n w i e d e r k o m m t. Er ist nemlich zu bequem denselben selbst nach

Hause zu schaffen, überträgt solches Geschäft gedungenen Leuten; diese aber, statt den Schatz in das Haus des Mannes zu tragen, behalten ihn selbst.

Der Mann, der vorher zusehen will, was werden soll, bis er betrogen ist. Er will nemlich einem Dieb zusehen, der in sein Haus eingebrochen, und erst bei seinem Fortgehen demselben in den Weg treten; da der Dieb aber gar lange macht, so schläft der gute Mann ein, und der Dieb entkommt.

Der Kaufmann und sein trügerischer Genosse, der aber sich selbst trügt. Zwei Kaufleute hatten eine gemeinschaftliche Bude für ihre Waaren. Der eine, unehrliche, wünscht dem andern einen Ballen Waare zu entwinden. Er sucht sich einen seinem Freund angehörenden Ballen aus, und, um denselben bei Nacht, wo er ihn holen wollte, gleich zu erkennen, legt er seinen Mantel darauf. Unerwartet kommt aber dieser sein Freund diesen Tag noch in die Bude, findet den Mantel sei-

nes Genossen auf einem ihm angehörenden Ballen und legt denselben dann auf einen Ballen seines Genossen. Der unehrliche Mann kommt bei Nacht und entwendet den Ballen, auf dem der Mantel lag, des Morgens erst entdeckt er, daß er seinen eigenen Ballen genommen habe. An dieses Gleichniß schließt sich das ähnliche von

dem sich selbst betrügenden Dieb,

der statt des Gefäßes mit Gold das mit Weizen nimmt.

Der unbedachtsame Fischer. Ein Fischer wird eine Muschel gewahr im Wasser, wirft sein Netz in dasselbe und bekommt sein Netz voll mit Fischen. Er hätte aber gern die Muschel gehabt und wirft deshalb das Netz wieder in's Wasser. Diesmal bekam er die Muschel in sein Netz, dieselbe war aber leer. Da bereuete er den Verlust der Fische. Den andern Tag erblickte er eine kostbare Muschel; allein er wollte sich nicht wieder vergebliche Arbeit machen, und so ließ er die Muschel. Da nahm

sie ein anderer Fischer, und fand darin eine werthvolle Perle.

An diese Vorrede des arabischen Uebersetzers schließt sich das angeblich von Buzurdschmihr verfaßte Capitel über den Arzt Barzujeh (s. oben pag. XXII), aus welchem für die religiösen Ansichten des alten Persiens äußerst interessanten Capitel wir hier unsern Lesern einen gedrängten Auszug geben.

Frühzeitig zeigte sich bei Barzujeh, der einer angesehenen Familie entstammte, die Neigung zum Studium der Medicin. Er übte seine Kunst aus in der einen Absicht, dadurch Gottes Wohlgefallen sich zu erwerben. So ließ er sich von keinem der Kranken, die er behandelte, belohnen. Fern war von ihm aller Neid und alle Eifersucht auf andere an Reichthum und Ansehen höher stehende Aerzte. Stets hielt er sich, wenn je eigennützige und ehrsüchtige Gedanken in ihm aufkamen, die Eitelkeit alles Irdischen und Vergänglichen vor und mit Kraft

widerstand er bösen Rathgebungen und gefährlichen Beispielen seiner Bekannten und Freunde. Von solchen Gedanken kam Barzujeh auf die Betrachtung der verschiedenen Religionen, welche die Menschen unter sich trennten. Durch keinen, an den er sich wegen Lösung seiner Zweifel gewandt, befriedigt, entschloß er sich der Religion seiner Väter (der magischen) treu zu bleiben. Aber sein Entschluß war nicht von Dauer. Von Neuem richtete er seine Gedanken auf die Kürze des Lebens und auf die Ungewißheit der Todesstunde, welche dem Menschen in jedem Augenblick droht, und so dachte er, den besten Theil zu erwählen, wenn er sich von solchen Nachforschungen lossagte, die ihn doch zu keiner Gewißheit brächten, und statt dessen sich damit begnügte, bloß solche Handlungen zu thun, die sein Gewissen billigte und welche ihm das Wohlgefallen der Menschen aller Religionen verschafften. Mit solcher Handlungsweise verband er einen festen Glauben an ein anderes Leben und an zukünftige Strafen und Belohnungen.

Nichts schien ihm mehr geeignet das Glück des Menschen zu machen, als die Uebung der Tugend und ein zurückgezogenes Leben, und solchem dauerhaften und unentreißbaren Glück die sündlichen und vergänglichen Vergnügungen der Welt vorzuziehen, achtete er für Tollheit. Je mehr er die Freuden der Welt betrachtete, desto mehr flößten sie ihm Widerwillen ein. Gern hätte er sich selbst jenem zurückgezogenen mönchischen Leben, für das er immer mehr Achtung bekam, hingegeben, allein er fürchtete, nicht Kraft genug zu haben, um in demselben auszuharren. Was sind indeß, sagte er zu sich, die Entbehrungen und Härten des gottgeweihten Lebens, vor denen ich so erschrecke und die ich nicht ertragen zu können fürchte, im Vergleich gegen die Uebel, welche die Vergnügungen dieses Lebens begleiten? Welche Freude kann man auch finden an den Genüssen, denen ein so baldiges Ende droht durch den Tod, und auf welche eine Ewigkeit von Strafen und Qualen folgen wird? Was sind im Gegentheil einige Jahr

der Ertödtung und der Prüfungen, da sie zu einem Glück ohne Ende führen werden? Unglücklich sey ein der Welt ergebener Mensch, denn „hungert ihn, so weiß er nicht, wo Nahrung zu finden, dürstet ihn, so weiß er nicht, womit den Durst löschen, hat er Schmerzen, so weiß er nicht, wohin er sich um Hülfe zu wenden.“ Sehr treffend sind die Bilder, mit denen er das Wesen der Welt malt, wenn er sagt: „die Welt gleichet dem Salzwasser, das dem davon Trinkenden um so mehr Durst macht, je mehr er davon trinkt. Oder dem Knochen, den ein Hund findet und an dem er wegen seines Fleischgeruchs und in der Erwartung Fleisch daran zu finden so lange nagt, bis sein Mund blutet. Oder der Milve, die ein Stück Fleisch findet, um die sich dann die Vögel versammeln, und die, um mit dem Fleisch zu entkommen, hin und herfliegt und sich abmüht, bis sie, ganz ermüdet, dasselbe muß fallen lassen. Oder einem Honigkrug, auf dessen Boden Gift ist, der anfangs zwar süßschme-

ckende Speise reicht, am Ende aber unvermeidlichen Tod bringt. Oder Träumen, in denen der Schlafende sich freut, wenn er aber aufwacht, seine Freude dahin sieht.

Der Einsichtsvolle wird daher von der Welt hinweg seinen Blick stets auf die Ewigkeit richten, und wer es nicht so macht, der ist ein Narr, werth des Mitleids oder der Verachtung. Es scheint ihm daher nothwendig, sich loszureißen von den Vergnügungen der Welt, um sich einzig zu beschäftigen mit seinem Schicksal in der Ewigkeit, und dies besonders in einem Jahrhundert, wie das seinige sey, wo trotz der Tugenden und der trefflichen Eigenschaften des Monarchen, der das Reich mit Weisheit und Festigkeit regiere, doch Alles rückwärts zu gehen und in Verfall zu gerathen scheine, wo das Laster triumphire und die Tugend in Vergessenheit gebracht sey, wo die Wahrheit verworfen und die Lüge zu Ehren gebracht werde, wo die Niederträchtigen sich des Glückes zu erfreuen

hätten und die Rechtschaffenen unglücklich und bedrückt seyen. Barzujeh verwundert sich zu sehen, daß die Menschen, die doch mit Vernunft begabt und erhaben seyen über alle sonstigen Creaturen, ihrer Würde uneingedenk, sich nur mit nichtswürdigen Dingen beschäftigen und ihre wahren Interessen vernachläßigen. Einige sinnliche Brfriedigungen und die nur einen Augenblick dauern, sagt er, nehmen alle ihre Fähigkeiten in Anspruch und wenden ihr Auge ab von wichtigern Sorgen. Höchst erhaben ist folgendes Bild, das Barzuzieh von dem menschlichen Geschlecht entwirft. „Man kann dasselbe, sagt er, mit nichts besser vergleichen, als mit einem Menschen, welcher, vor einem wüthenden Elephanten fliehend, in einen Brunnen hinabsteigt; er hält sich fest an zwei Aesten, die über den Brunnen herhängen, er steht auf einem hervorstehenden Stein des Gemäuers. Vier Schlangen strecken ihre Köpfe heraus aus ihren Löchern in der Mauer; auf dem Boden des Brunnens gewahrt

er einen Drachen, welcher, mit offenem Rachen, nur den Augenblick seines Falls erwartet, um ihn zu verschlingen. Seine Blicke richten sich auf die zwei Aeste, an denen er sich festhält, aber er sieht da zwei Ratten entstehen, eine schwarze und eine weiße, die ohne Aufhören an den Aesten nagen. Indeß bietet sich seinem Blick ein anderer Gegenstand dar, ein Bienenstock. Er macht sich an den Honig desselben und vergißt, ob solchem Genuß, der Schlangen, auf welchen seine Füße ruhen, der Ratten, welche die Aeste abnagen, an denen er sich festhält, und der drohenden Gefahr, eine Beute des Drachen zu werden, der auf den Augenblick seines Falles paßt. Seine Unbesonnenheit und seine Selbsttäuschung hören erst mit seinem Leben auf. Der Brunnen aber, das ist die Welt, voll von Gefahren und Elend. Die vier Schlangen, das sind die vier Säfte, deren Mischung unsern Körper bildet, die aber, wenn ihr Gleichgewicht gestört wird, eben so viel tödtende Gifte werden.

Die zwei Ratten, die schwarze und die weiße, das sind der Tag und die Nacht, deren stete Folge die Dauer unsers Lebens verzehrt. Der Drache, das ist das unausweichbare Ziel, das uns alle erwartet. Der Honig endlich, das sind die sinnlichen Vergnügungen, deren falsche Süßigkeit uns verführt und uns von dem Wege ableitet, den wir gehen sollten *)."

„Ich entschloß mich also, sagt Barzujeh zum Schluß, zu verbleiben in meinem Stand und in meiner Handlungsweise, so viel wie möglich, zu bessern, in der Hoffnung, daß einst ein Augenblick des Lebens kommen würde, wo ich einen Führer fände, der mich recht leitete, eine Macht, fähig, meine Seele zu unterwerfen und einen Herrn, der Ordnung brächte in meine Angelegenheiten. In solchem Zustand verblieb ich bis zur Zeit, wo ich nach Indien geschickt wurde. Ich begab mich nach diesem

*) Vgl. gesammelte Gedichte von Rückert I. pag. 48.

Land und forschete dort vielem nach. Nachdem ich mir viele Bücher und unter andern das vorliegende abgeschrieben, gieng ich in mein Vaterland zurück.“

Besonders auf diese lezten Aeußerungen gründet de Sacy die sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß Barzujeh ein Christ gewesen.

Auch dieses Capitel enthält einige Apologen. Es sind folgende:

Der überlistete Dieb. Der Dieb will das Zaubermittel anwenden, von dem er den Herrn des Hauses, in welches er eingedrungen, zu seiner Frau sprechen hörte, als durch welches er sich seinen Reichthum erworben. Jenes Zaubermittel ward aber von dem Herrn des Hauses blos erdacht und ausgesprochen, um den Dieb, der wohl nicht säumen würde, es zu versuchen, dadurch zu fangen.

Der ertappte Liebhaber. Eine Frau hatte einen Liebhaber, für den sie für den Fall der Noth einen geheimen Gang von ihrer Wohnung auf die Straße auserſehen hatte. Als ihr

Gatte sich an der Thür des Hauses zeigte, heißt sie ihren Liebhaber eiligst durch jenen Gang entfliehen. Allein er macht so viel Umstände und noch so viele Fragen, bis ihn der Herr des Hauses ertappt.

Der übervortheilte Kaufmann. Ein Kaufmann bestellt sich einen Mann, um ihm einen kostbaren Edelstein zu durchbohren, wofür dieser hundert Denare verlangt. Allein, statt den Edelstein zu durchbohren, spielt der Künstler, und zwar auf eigenes Verlangen des Kaufmanns, den ganzen Tag die Cymbel, die er gut zu spielen verstand. Am Abend verlangt der Künstler seine hundert Denare, und der Kaufmann muß ihm, wiewohl sein Edelstein nicht durchbohrt ist, dieselben bezahlen.

Auch die bekannte Fabel von dem Hund, der nach dem Schatten des Stückes Fleisch, das er im Maul hat, schnappt, findet sich mit kurzen Worten in diesem Capitel.

Die arabische Uebersetzung des Ibn Mokaffa liegt uns in der trefflichen Ausgabe von de

Sacy, Paris 1816, vor, und nach ihr ist vorliegende Uebersetzung gemacht.

Das erste Capitel des Buchs hat H. A. Schultens edirt, Lugd. Bat. 1786.

Ueber andere arabische Versionen, worunter eine poetische in vierzehntausend Versen, handelt de Sacy a. a. O.

Uebrige orientalische Versionen.

Den meisten derselben liegt die arabische Ibn Mokaffa's zu Grund. Erst in neuerer Zeit wurde in Indien aus dem indischen Original übersetzt. Eine vollständige Aufzählung und Charakterisirung aller im Orient gemachten Versionen und Bearbeitungen unsers Buches kann nur der Gegenstand eines eigenen Buchs seyn. Hier müssen wir uns begnügen, blos auf die wichtigsten derselben und die im Druck erschienenen aufmerksam zu machen.

Dahin gehört vor allen die unter dem Titel Anwari Sohaili (Lichter des Canopus) bekannte persische Uebersetzung, oder richtiger Bearbei-

tung von Hosein Waëz *). Sie zeichnet sich hauptsächlich durch einen leichten Styl aus. Eigenthümlich ist dieser Bearbeitung noch, daß sie die in der arabischen Version befindliche Einleitung zu dem Buch wegläßt, und daß sich statt derselben eine eigene von Waëz verfaßte darin vorfindet. Dieselbe ist zu lesen in dem ersten Band der **Contes et fables indiens.** Waëz hat seiner Bearbeitung eine ältere persische Version, die gegen 515 d. H. (d. i. 1121) Abul maali Nasrallah aus dem Arabischen des Ibn Mokaffa gemacht, zu Grund gelegt.

Von den übrigen persischen Versionen erwähnen wir blos noch der von dem blindgebornen Dichter Rudeghi **) in Versen verfaßten, für welche Arbeit er mit 80,000 Goldstücken belohnt worden seyn soll.

---

*) Gedruckt Calcutta 1805. 1824. Bombay 1828. Ein Auszug daraus (das siebente Capitel) London 1821.

**) Er lebte an dem Hof des samanidischen Emirs Nasr ben Ahmed, welcher 331 d. H. (d. i. 942) starb.

Ueber eine in neuerer Zeit aus dem Indischen gemachte persische Version verbreitet sich Sacy im zehnten Band der **Notices et Extraits.**

Die persische Bearbeitung der Hosein Waëz wurde bald nach ihrem Erscheinen in's Türkische übertragen von Ali Tschelebi, unter dem Titel Humajun nameh d. i. königliches Buch, und dem Kaiser Soliman, dem Ersten, dedicirt. Herr von Diez hatte eine vollständige Uebersetzung des königlichen Buchs versprochen, es ist aber bei einer Einleitung in dasselbe und bei einer Probe aus demselben geblieben. Und schwerlich würde, nach der gegebenen Probe zu urtheilen, die Uebersetzung dieser türkischen Bearbeitung bei uns Nicht-Orientalen Beifall gefunden haben, denn nach occidentalischem Geschmack ist diese Bearbeitung eine verkünstelte und schwülstige. Wenn, um nur ein Beispiel zu geben, Tschelebi den Aufgang der Sonne mit folgenden Worten beschreibt:

„Als eines Tages der Falke des Nestes des Firmaments die Nachtvögel der flatternden Sterne

von der Wiese des Himmels zerstreut hatte und vor'm Anblick der Klauen des Löwens des Tages das Reh der bisamduftenden Nacht vom Felde des Daseyns in Wüsten des Nichtseyns entflohen war *)",

so mag man zwar sich über Tschelebi's Kunstfertigkeit verwundern, wird aber gewiß keinen Gefallen daran finden können.

Außer den genannten Versionen hat man noch folgende, die man theils in Handschriften besitzt, theils aber auch blos aus historischen Berichten kennt, eine hebräische, angeblich von Rabbi Joël, eine syrische, deren Existenz aber nach Sacy's Untersuchung sehr problematisch ist. Ausserdem, nach zum Theil zweifelhaften Berichten, eine armenische, tartarische, malabarische, malajische. Im Druck erschienen sind noch folgende orientalische Versionen: eine hindostanische, Calcutta 1803; eine mahrat-

*) Diez über das königl. Buch Berlin 1811, p. 153. Eine Probe dieser türkischen Bearbeitung gibt auch Hammer-Purgstall in den Fundgruben des Orients, im zweiten Band.

tische, Calc. 1815; eine bengalische, Serampur 1801; eine tamulische, Madras *).

Wir gehen zu

den europäischen Versionen

über, unter welchen wir blos den deutschen nähere Aufmerksamkeit schenken wollen.

Das höchste Alter unter den europäischen Versionen hat die griechische von Simeon Seth, gemacht zu Konstantinopel um's Jahr 1100 auf Befehl des Kaisers Alexius Comenus, nach der arabischen des Ibn Mckaffa. Sie wurde zuerst von Possinus, im Jahr 1666, ins Lateinische übersetzt; eine neue lateinische Uebersetzung sammt dem griechischen Text gab S. G. Starck im Jahr 1697.

Eine neugriechische, wahrscheinlich aus dem Französischen gemachte, Uebersetzung ist gedruckt Wien 1783.

Von großer Bedeutung ist sodann die in Italien aus dem hebräischen gemachte lateinische

*) Man sehe: A catalogue of books in oriental literature by Parbury, Allen et Co. Lond. 1835.

Uebersetzung des Johann von Capua, eines getauften Juden, weil diese einer ganzen Anzahl neuerer europäischen Versionen den Ursprung gegeben. Sie ist gedruckt unter dem Titel: **Directorium humanae vitae alias parobolae antiquorum sapientum.** Jahr und Ort des Drucks sind nicht angegeben. Er fällt aber in die Jahre 1470 bis 1480. Leider konnten wir uns diese Uebersetzung nicht verschaffen.

Eine andere lateinische Uebersetzung wurde von Raymund de Biterris nach einer spanischen, die aus der arabischen gemacht seyn soll, verfertigt auf Befehl der Königin Johanna von Frankreich und Navarra im Jahr 1313, ist aber, wie auch jene spanische, nie gedruckt worden.

Die erste gedruckte spanische Uebersetzung ist vom Jahre 1498; wieder aufgelegt 1521 und 1547 *). Eine andere, nach dem Türkischen ge-

*) Vgl. Diez (pag. 140), welcher überhaupt über die neuern Uebersetzungen nachzusehen ist.

machte, spanische Uebersetzung, die aber unvollständig ist, hat man von Bratutti, Madrid 1654, zweiter Theil 1658.

Nach erstgenannter spanischer Uebersetzung ist eine italienische gemacht durch Agnolo Firenzuola, Florenz 1548; wieder aufgelegt 1562, 1622 und 1723. Eine andere italienische Uebersetzung ist zu Venedig 1552 und dann noch fünfmal gedruckt. Eine dritte zu Ferrara 1583.

Französischer Uebersetzungen gibt es gleichfalls mehrere, keine aber ist aus der ältesten arabischen geflossen, sondern sie sind theils nach der persischen des Hosain Waëz theils nach der türkischen des Tschelebi gemacht. Die älteste derselben ist die angeblich von David Sahid von Ispahan, wahrscheinlich aber von Gaulmin, unter dem Titel: **Livre de lumieres ou la conduite des rois,** verfaßte, Paris 1644, und nachher unter verschiedenen Titeln mehrfach aufgelegt, z. B. 1792 durch den Herzog Friedrich August von Braunschweig, mit einer Zueignung an seine Mutter, Schwester des Königs Frie-

drich des Zweiten. Ein neuer französischer Uebersetzer war der verdiente Galland, der nach dem türkischen übersetzte. Seine Uebersetzung, nur der erste Theil, erschien unter dem Titel: **Les contes et fables indiennes de Bidpai etc.**, Paris 1724. Fortgesetzt wurde sie von Cardonne, Paris 1778. Neu abgedruckt im **Cabinet des Fées**, Bnd. **XVII** und **XVIII**, **Geneve** 1786.

Nach dem Italienischen wurde eine englische Uebersetzung gemacht, Lond. 1570 und öfter. Wahrscheinlich aus dem Französischen ist eine andere englische Version Lond. 1754 und öfter. Sehr bedauert haben wir, daß wir die neueste englische, aus dem Arabischen gemachte, Uebersetzung durch Wyndham Knatchbull, Oxford 1819, nicht erhalten konnten.

Eine holländische Uebersetzung erschien 1623, nach einer italienischen oder deutschen. Eine andere soll zu Amsterdam 1714 erschienen seyn.

Jn's Schwedische wurde unser Buch zuerst übersetzt von Wilde, Stockholm 1743. Eine

zweite schwedische Uebersetzung rührt her von einem gewissen Rubeus, Stockh. 1762.

Ohne Zweifel wird noch manches andere europäische Volk eine Uebersetzung unsers Buchs besitzen, und der Uebersetzer würde es demjenigen Gelehrten sehr zu Dank wissen, der Nachforschungen hierüber anstellte. Ihm selbst standen Mittel und Gelegenheit dazu nicht zu Gebot.

Es ist nur noch übrig, von den deutschen Versionen unsers Buchs zu sprechen.

In keinem Lande hat Bidpai größeres Glück gemacht als in Deutschland, und es konnte nicht fehlen, er wurde von einem Manne eingeführt, welcher der Ruhm und Stolz seiner Zeit, ebenso durch seine Waffenthaten, wie durch seine Liebe der Wissenschaften ausgezeichnet war, durch den Stifter der Universität Tübingen, den Herzog von Würtemberg, Eberhard im Bart. Wahrscheinlich hatte er unser Buch auf einer seiner frühern Reisen kennen gelernt. Kurz! er ließ es aus dem Lateinischen des Johann von Capua in's Deutsche übersetzen, und auf seine

Kosten drucken. Wer der Uebersetzer gewesen, weiß man nicht. Auch Zeit und Ort des Drucks sind nicht angegeben, aber es ist kein Zweifel, daß das Buch in Urach an dem Hoflager Eberhards durch Konrad Fyner gedruckt wurde, wahrscheinlich in dem Jahr 1480 *). Es führt den Titel: Buch der Byspel der alten Weisen und ist mit 125 Holzschnitten geziert. Beispiellos ist der Enthusiasmus, womit diese Schrift von dem Volk aufgenommen wurde. Kaum machte die deutsche Bibelübersetzung jener Zeit solches Glück. In einem Zeitraum von fünf Jahren erschienen vier neue Auflagen in dem Publikum, drei zu Ulm 1483, 1484, 1485, eine zu Augsburg 1484, später in Straßburg 1501, 1539, 1545, und noch öfter da und dort. Um dem erlauchten Unternehmer einen Beweis von Verehrung und Dankbarkeit zu geben, unterließen Uebersetzer und Drucker nicht auf eine sinnige

*) Gutscher: Eberhard der Erste, Stuttg. 1822, pag. 239. Vgl auch Pfister: Eberhard im Bart, Tüb. 1822.

Weise dessen Namen und Wahlspruch mit den Anfangsbuchstaben der einzelnen Sätze der Einleitung zu verweben, was Manchen *) Anlaß gegeben die Uebersetzung für ein Werk des Herzogs selbst zu halten. Wahrscheinlich ließ Eberhard für sich und seine Freunde nur eine kleine Anzahl davon abdrucken, daher sucht man eben diese von ihm veranstaltete Ausgabe ohne Jahrzahl und Druckort umsonst noch auf einer andern Bibliothek in Deutschland als auf der königl. Bibliothek in Stuttgart **).

In der Ausgabe von 1545 ist der Inhalt des Buchs also angegeben ***):

„Der alten Weisenen Exempel sprüch mit vielen schönen Beyspielen und Figuren erleuchtet. Darinnen fast aller Menschen Wesen, Händel, Untreue, List, Geschwindigkeit, Neyd

*) Namentlich dem seiner Zeit berühmten Orientalisten Schickard zu Tübingen. S. dessen Vorrede zu Ochsenbach's Uebersetzung des Gulistan. Tüb. 1636.

**) Gutscher a. a. O.

***) Diez pag. 138.

und Haßz figurieret und angezeigt worden. In welchem auch nicht weniger der heymlich Neyd und Haßz, so sich beyweilen an königlichen und fürstlichen Höfen zwischen Räthen und andern des Regiments Verwandten mit falscher Schmeycheley und Verrätherey der Boshaftigen wider die Getrewen und Frummen zutragen, gleichwie in einem spiegel ersehen und erkannt werden. Allen Menschen nit allein fruchtbarlich und kurzweilig sonder auch schimpflich und ernstlich zu lesen und hören."

Hier mag auch das Wort Platz finden, das Wolfgang Strüder, einst Professor zu Jena, über unser Buch gesagt: „Dieſs Buch der alten Weysen, wie schwer es wigt (und es war wohl in Schweinsleder gebunden, und wog also viel), so viel und mehr werth Goldes ist es *)".

Auch in neuerer Zeit hat unser Buch noch deutsche Uebersetzungen erlebt, welche aber alle sehr selten zu seyn scheinen, denn Uebersetzer hat

*) Diez a. a. O. p. 139.

keine derselben erhalten können. Es sind folgende:

Abuschalem und sein Hofphilosoph, oder die Weisheit Indiens in einer Reihe von Fabeln von Rector Lehmus, Leipz. 1778.

Diese Uebersetzung ist nach der griechisch-lateinischen von Stark gemacht. Ferner:

Kalila Wadimna Pilpay verdeutscht und metrisch bearbeitet von L. Weber, Leipz. 1802.

Aus dem Französischen. Sodann:

Betragen der Großen und Kleinen, wie es seyn sollte, oder die Fabeln des indischen Weltweisen Pilpai, aus dem Französischen übersetzt von Conrector Vollgraf, Eisenach 1803 *).

Zu erwähnen ist auch die Uebersetzung des ersten Capitels unsers Buchs nach Johann von Capua durch V. Schmid, welche sich im 28ten Band der Wiener Jahrbücher findet.

Endlich ist in neuester Zeit in Norwegen eine Uebersetzung unseres Buchs, und zwar nach dem Arabischen, gemacht worden, auf die wir

aber bis heute vergeblich gewartet haben. Ihr Titel ist:

Calila und Dimna, eine Reihe moralischer und politischer Fabeln des Philosophen Bidpai, aus dem Arabischen übersetzt von C. H. Holmboe, Prof. der morgenl. Sprachen an der königl. Norweg. Friedrichs-Universität u. s. w. Christiania 1832 *).

So hätten wir denn die Reihe der Länder durchlaufen, vom fernsten Osten bis in die heimischen Gegenden, und da gesehen, wie die gebildetsten Völker der Erde unser Buch freundlich ja mit Begeisterung aufgenommen, wie die größten und weisesten Fürsten ihm ihre Aufmerksamkeit ja Bewunderung geschenkt haben.

*) Die Kenntniß dieser Uebersetzung verdanke ich meinem theuren Freund Dr. Schultz zu Paris. Derselbe hat mir auch seine handschriftliche Uebersetzung des ersten Capitels unsers Buchs zur Benützung überlassen, die an einigen Stellen mir treffliche Dienste geleistet hat. Gratias tibi, amicissime!

Calila und Dimna.

Erstes Buch.

Der Löwe und der Stier.

Der König Dabschelim sagte zu dem Philosophen Bidpai, welcher war das Haupt der Brahmanen:

— Mache mir ein Gleichniß in Beziehung auf zwei sich gegenseitig Liebende, welche ein ränkevoller Lügner auseinander bringt, und dann gar zu Feindschaft und Haß aufregt!

Bidpai erwiederte:

— Wenn zwei sich Liebende das Unglück haben, daß ein ränkevoller Lügner bei ihnen Eingang gewinnt, so steht es nicht lange an, bis sie sich trennen und sich den Rücken bieten. Ein Gleichniß, welches hieher gehört, ist folgendes:

Es war in dem Lande Destawend ein bejahrter Mann, der hatte drei Söhne. Als sie das männliche Alter erreicht hatten, verschwendeten sie in kurzer Zeit das Vermögen ihres Vaters,

da sie gar kein Geschäft trieben, um sich selbst dadurch etwas zu erwerben. Ihr Vater rügte sie deshalb, und gab ihnen wegen ihrer schlechten Handlungsweise ernstliche Ermahnungen. Unter anderem sagte er zu ihnen:

— Meine Söhne! der Bürger der Welt hat nach drei Dingen zu streben; diese kann er aber nur durch vier andere erreichen. Jene drei Dinge, nach denen er trachten wird, sind: ein reichlicher Lebensunterhalt, eine würdige Stellung in der menschlichen Gesellschaft und Schätze, die er mitnehmen kann in das Jenseits. Die vier Dinge aber, deren er bedarf, um diese drei zu erreichen, sind: einmal, daß er sich sein Vermögen auf rechtliche Art erwerbe; daß er sodann seinem erworbenen Gut wohl vorstehe; daß er ferner es zu Nutzen anlege, und endlich, daß er dasselbe, wie zu eigener Lebensfristung, so zum Wohl und Dank Anderer verwende; so wird dann hoher Gewinn ihm im andern Leben zu Theil werden. Wer aber eine dieser Bedingungen nicht beobachtet, der findet nicht Befriedigung seines Bedürfnisses; denn wer sich nichts erwirbt, der bekommt kein Vermögen, wovon er leben könnte; wer sich sodann Gut und Vermögen

erworben hat, demselben aber nicht gut vorzustehen weiß, der wird bald um sein Gut kommen und arm werden; wer weiter sein Geld hinlegt und es nicht zu Nutzen anzulegen versteht, dem wird es, wenn er gleich immer nur wenig davon ausgibt, doch schnell ausgehen, gleichwie das Augenpulver, wenn gleich immer nur einige Stäubchen von demselben auf den Stift genommen werden, doch schnell ausgeht; wer endlich sein Geld nicht passend zu verwenden weiß, es nicht an den rechten Platz bringt, und, wo es wohl angelegt wäre, es anzulegen verfehlt, der befindet sich in der Lage des Armen, der kein Vermögen besitzt, und dieses sein Vermögen wird nicht bewahrt seyn vor dem Untergang, wenn Unfälle hereinbrechen. Sein so aufgehäufter, aber übel verwendeter, Schatz gleicht einer Cisterne, in die sich zwar immer Gewässer ergießen, deren Wasser aber doch, wenn gleich es weder abfließt noch verdunstet, verloren geht, wenn nemlich Löcher in dieselbe einbrechen, wo dann das Wasser nach allen Richtungen hinfließt und versiegt. Manchmal bekommt auch eine solche Cisterne einen starken Riß, so daß all ihr Wasser verfließt.

Die Söhne des alten Mannes ließen sich durch die Worte ihres Vaters ermahnen, nahmen dieselben an, denn sie sahen ein, daß sie gut gemeint waren, und handelten darnach.

Da machte sich der Aelteste von ihnen auf den Weg nach einem Lande, das Majun heißt. Unterwegs kam er an einen Ort, wo viel Sumpf war; er hatte aber einen Wagen bei sich, welchen zwei Stiere, Schenzeba und Bendeba benamst, zogen. Der Schenzeba sank an diesem Ort in den Sumpf; sein Besitzer, ein Kaufmann, und wer bei ihm war, gaben sich alle mögliche Mühe, denselben herauszuziehen, allein sie vermochten es nicht. Da gieng der Kaufmann fort, indem er einen Mann bei dem Stiere zurückließ, um auf denselben Acht zu geben, und in der Hoffnung, daß der Sumpf sich verlieren möchte, und der Mann ihm dann mit seinem Stier nachfolgen könnte. Allein nachdem dieser Mann die ganze Nacht an jenem Orte verweilt, wurde er des Wachens über den Stier überdrüssig, und ließ denselben im Unmuth im Stich, suchte den Kaufmann auf und sagte ihm, daß der Stier bereits den Tod gefunden habe, indem er hinzufügte:

— Siehe! dem Menschen, dessen Lebenszeit verstrichen ist und dessen Ende sich genähert hat, wird alle Mühe und Anstrengung, die er sich gibt, um das von sich abzuwenden, wodurch er seinen Untergang fürchtet, nichts helfen, und oft zieht er sich gerade durch diese seine Mühe und Vorsicht den Untergang zu. Wie erzählt wird von einem Manne, welcher durch eine wüste Gegend wanderte, die Löwen furchtbar machten, und er war wohl bekannt mit den Gefahren einer Reise in dieser Gegend. Wie er noch nicht weit war, begegnete ihm ein wüthender und raubgieriger Wolf, und als er denselben auf sich loskommen sah, gerieth er in große Furcht, sah deshalb rechts und links um nach einem Ort, wo er vor demselben Schutz fände; er wurde aber nichts gewahr als einen Ort jenseits des Flusses. Da lief er eilenden Schrittes nach jenem Ort; wie er aber an den Fluß kam, sah er keine Brücke über denselben und den Wolf ganz nahe hinter sich. Da stürzte er sich in das Wasser; weil er aber nicht gut zu schwimmen verstand, so wäre er beinahe ertrunken, wenn ihn nicht einige Leute von der Stadt erblickt hätten, die ihm zu Hülfe eilten und ihn aus dem Wasser herauszogen, da

er schon seinem Untergange ganz nahe war. Nachdem er zu diesen Leuten gekommen, und für sein Leben vor dem Angriffe des Wolfs sicher war, erschaute er an dem Ufer des Flusses ein einzeln stehendes Haus. Da sprach er: Ich will in dieses Haus hineingehen, um darin auszuruhen. Allein als er hineinkam, fand er daselbst eine Truppe von Räubern, die eben einen vorübergehenden Kaufmann ausgeplündert hatten, seine Habe gerade unter sich theilten und ihn tödten wollten. Da lief er voll Furcht schnell nach dem Ort zurück, lehnte sich mit dem Rücken an eine Mauer an, um auszuruhen von seiner Furcht und seiner Ermüdung, als die Mauer über ihm zusammenfiel und er seinen Tod fand.

Der Kaufmann entgegnete dem Mann:

— Du hast Recht, diese Geschichte ist mir auch schon zugekommen.

Was aber den Stier betrifft, so machte er sich aus dem Sumpf heraus, und weidete sich dann auf Frucht= und Wasserreichem Boden. Nachdem er fett geworden und in Sicherheit war, fieng er an, seine Stimme zu erheben und zu brüllen, da er nach Kühen Verlangen hatte. In seiner Nähe war aber ein Wald, worin ein

gewaltiger Löwe war, der diese ganze Gegend als König beherrschte, und in seiner Umgebung waren viele wilde Thiere, Wölfe, Schakale, Füchse, Hirschlüchse und Panther. Dieser Löwe hatte sich alle Gewalt angeeignet, und er nahm von keinem seiner Genossen einen Rath an. Als er das Brüllen des Stiers vernahm, — nie hatte er vorher einen Stier gesehen, noch sein Brüllen gehört — wagte er seine Behausung nicht mehr zu verlassen, und war nicht mehr heiter, sondern ließ sich alle Tage seine Nahrung von seinen Untergebenen herbeischaffen.

Unter seiner Truppe befanden sich auch zwei Schakale, wovon der eine Calila und der andere Dimna hieß, die viel Scharfsinn, Kenntnisse und Bildung hatten. Einmal sprach Dimna zu seinem Bruder Calila:

— Was mag doch dem Löwen fehlen, daß er immer zu Hause sitzt, nicht mehr ausgeht und so misvergnügt ist?

Calila antwortete:

— Was geht dich das an, und was soll solche Frage? Wir, die wir am Hofe des Königes sind, müssen das thun, was er liebt, und das lassen, was er verabscheut, und wir sind

nicht Leute hoher Würde, welche mit Königen verkehren und in ihre Angelegenheiten sehen dürfen. Drum schlage dich von diesem Gedanken los und wisse, daß wer sich in einer Sache, die nicht zu den seinigen gehört, ein Wort oder eine Handlung erlaubt, daß dem Aehnliches widerfahren kann, wie dem Affen von dem Zimmermann widerfahren ist.

— Wie war das? fragte Dimna.

Calila erwiederte:

Der Affe und der Zimmermann.

— Ein Affe, erzählt man, sah einen Zimmermann ein Stück Holz spalten vermittelst zweier Keile, indem er auf dem Holz rittlings saß. Das setzte den Affen in Erstaunen. Kaum war der Zimmermann nach einem andern Geschäft fortgegangen, so erhob sich der Affe, und ergriff ein Geschäft, das nicht das seinige war. Er setzte sich nemlich rittlings auf das Holz, lehnte sich mit dem Rücken an den hintern Keil, und richtete sein Gesicht auf das Stück Holz. Da kamen seine Hoden in die Spalte zu hangen, und er zog den vordern Keil heraus und

die Spalte klaffte zusammen. Da fiel er in Ohnmacht. Nach einiger Zeit kam der Zimmermann, und wie er den Affen an seiner Stätte sah, nahte er sich demselben und schlug ihn tüchtig durch. Die Schläge aber, die er von dem Zimmermann erhielt, verursachten ihm noch ärgere Schmerzen, als ihm das zusammenklaffende Stück Holz verursachte.

Auf diese Erzählung entgegnete Dimna:

— Was du da gesagt hast, läßt sich hören, allein du mußt wissen, daß nicht Jeder, welcher sich Königen nähert, sich bloß seines Bauches wegen denselben nähert, sondern auch, um seinen Freund zu erfreuen und seinen Feind zu unterdrücken. Und siehe! Leute, die ohne männlichen Muth sind, die sind mit Wenigem zufrieden und begnügen sich mit Geringem, gleich dem Hunde, welcher, wenn er nur einen dürren Knochen erjagt, sich schon dessen erfreuet. Was aber Leute von Auszeichnung und Muth betrifft, so begnügen sie sich nicht mit dem Geringen, und sind damit nicht zufrieden, sondern streben immer darnach, wessen sie sich würdig halten und was ihrer Würde wiederum angemessen ist. Wie der Löwe, welcher nach einem Hasen jagt, densel-

ben laufen läßt, wenn er ein Kameel erblickt, und dann auf dieses losgeht. Siehst du nicht den Hund mit seinem Schwanze wedeln, bis du ihm das Stück hinwirfst, und daß der Elephant, der berühmt ist wegen seiner Klugheit und Stärke, wenn ihm Futter gebracht wird, nicht eher davon frißt, als bis man ihn streichelt und ihm schmeichelt? Und wer Güter besitzt und sich auszeichnet und sich um sein Volk und seine Genossen verdient macht, der lebt lange, wenn gleich sein Leben nur kurze Zeit dauern sollte; was dagegen einen solchen betrifft, der in bedrängten und dürftigen Umständen lebt, und der gegen sich sowohl als die Seinigen karg sich erweist, so lebt ein schon Begrabener mehr als er. Wer nur für seinen Bauch arbeitet und sich damit begnügt, und was drüber hinausgeht liegen läßt, der muß den unvernünftigen Thieren beigezählt werden.

Calila erwiederte:

— Ich habe wohl verstanden, was du gesagt hast, aber sey noch einmal verständig und laß dir sagen, daß jeder Mensch ein gewisses Verdienst und einen gewissen Werth hat, und wenn er besitzt, was seinem Verdienst angemessen ist, so soll er zufrieden seyn. Wir aber haben kein sol-

ches Verdienst, daß wir die Lage, in der wir sind, für eine uns herabwürdigende ansehen dürften.

Dimna entgegnete:

— Siehe! die Grade der Würde richten sich nach dem Grade des männlichen Sinnes, so daß ein Mann von männlichem Sinn von einer niedrigen Stellung zu einer hohen erhoben, dagegen ein anderer, dem männlicher Sinn fehlt, von einer hohen Stellung erniedrigt wird zu einer geringen. Das Sicherheben aber zu einer hohen Stellung ist schwer, das Herabsinken von derselben ist leicht; gleichwie es schwer ist, einen schweren Stein von der Erde weg auf die Schulter zu heben, dagegen leicht ihn auf die Erde fallen zu lassen. Uns steht es aber an, daß wir eine höhere Würde anstreben vermöge unsers männlichen Sinnes; denn warum sollen wir uns mit unserer jetzigen niedrigen Stellung begnügen, da wir von derselbigen zu einer hohen uns zu erheben das Vermögen haben?

— Was hast du denn nun vor, fragte Calila, und wie willst du das angreifen?

— Ich will, erwiederte Dimna, bei dieser Gelegenheit dem Löwen zu begegnen suchen, denn er ist von schwacher Einsicht; vielleicht

daß ich bei solchem Umstand mich ihm nähern und bei ihm eine würdige Stelle erhalten kann.

Calila fragte:

— Und woher weißt du, daß der Löwe seine Geschäfte nicht recht zu führen versteht?

Dimna erwiederte:

— Durch meine Scharfsichtigkeit und Einsicht weiß ich das, denn der einsichtsvolle Mann erkennt den Zustand eines Andern und die Beschaffenheit seines Innern aus dessen Aeusserungen und Betragen.

Calila fragte:

— Wie kannst du denn auf eine hohe Stelle bei dem Löwen hoffen, da du nie im Umgang eines Fürsten gewesen bist, und da du von dem Fürstendienst keine Kenntniß hast?

Dimna erwiederte:

— Der starke und kräftige Mann läßt sich nicht schwach finden, wenn er eine schwere Last tragen soll, auch wenn er an das Lasttragen nicht gewohnt ist, und der schwache Mann, wenn gleich das Lasttragen sein eigentliches Geschäft ist, wird einer schweren Last nicht gewachsen seyn.

Calila entgegnete:

— Siehe! ein Fürst überträgt Ehrenstellen nicht an die Trefflichsten seiner Höflinge, sondern er berücksichtigt hiebei die, welche ihm die nächsten und mit ihm verbunden sind. Hierin, sagt man, gleiche der Fürst dem Rebstocke, welcher nur an den edelsten Bäumen sich hinaufrankt. Und wie kannst du auf eine Ehrenstelle bei dem Löwen hoffen, da du ihm nicht nahe stehst?

Dimna erwiederte:

— Ich verstehe alle deine Worte und was du erwähnt hast, und du hast Recht; allein du mußt wissen, daß oft einer, der dem Fürsten immer nahe stand, weniger seiner Stelle und seiner Würde gewachsen ist, als ein Anderer, der sich ihm erst, nachdem er ihm fern gestanden, genähert, und dabei ein rechtlicher und ehrenvoller Mann ist; ich aber verlange vermöge meines Eifers mich auch zu solchem hohen Rang emporzuschwingen. Man sagt auch, es könne sich Keiner am Hof eines Fürsten halten, als wer es verstehe, die Scham abzulegen, Unrecht zu ertragen, den Zorn zu unterdrücken und gegen Alle gefällig zu seyn; daß aber, wer solches verstehe, seinen Zweck gewiß erreiche.

Calila entgegnete:

— Nun, angenommen, daß du zu dem Löwen kommst, was berechtigt dich dann zu der Hoffnung eine hohe Stelle und Ansehen bei ihm zu finden?

Dimna erwiederte:

— Wenn ich ihm mich einmal genähert und seine Eigenschaften kennen gelernt habe, dann werde ich ihm alles zu Gefallen sagen und thun, und nur wenig ihm widersprechen. Hat er Verlangen nach einer Sache, von der er sich einen guten Erfolg verspricht, so will ich ihm diese Sache recht anpreisen, ihm einige Ausdauer anempfehlen, ihn auf den Nutzen und das Gute derselben aufmerksam machen, ihn zu muthigem Streben darnach aufmuntern, bis er immer mehr Freude daran bekommt. Zeigt er dagegen Verlangen nach einer Sache, welche nur Schaden für ihn und Entehrung befürchten läßt, so will ich ihn aufmerksam machen auf das Schädliche und Entehrende dieser Sache, und will ihm, so weit als solches angeht, bemerklich machen, daß es nutz= und ehrbringend sey, dieselbige fahren zu lassen. Auf diese Weise hoffe ich immer mehr und mehr Ansehen bei dem Löwen zu gewinnen, denn er wird von mir sehen, was er von keinem

andern sehen wird. Denn ein feingebildeter und gar gefälliger Mann, wenn er was recht ist als falsch, oder was falsch ist als recht darstellen will, so macht er es wie der geschickte Maler, der Bilder an die Wand hinmalt, die vertieft scheinen, aber doch nicht vertieft sind, und andere, die erhaben scheinen, aber doch nicht erhaben sind.

Calila entgegnete:

— Du magst nun sprechen was du willst, ich bin eben für dich in Furcht, wenn du dich dem Fürsten näherst, denn die Verbindung mit ihm ist eine gefährliche. Und die Weisen haben gesagt: Es gibt drei Dinge, die nur ein Schwachsinniger wagt, und wobei nur Wenige unverletzt davon kommen, nemlich: mit einem Fürsten in nähere Verbindung zu treten, Weibern Geheimnisse anzuvertrauen, und Gift zu trinken, um es zu probiren. Auch haben die Weisen den Sultan verglichen mit einem schwer zu ersteigenden Berge, worauf gute Früchte, köstliche Edelsteine und heilsame Kräuter, der aber dabei der Aufenthaltsort ist von Löwen, Parthern, Wölfen und jeglichem schädlichen und gefürchteten Gethier; denselben zu ersteigen ist schwer, auf demselben stehen zu bleiben noch schwerer.

Dimna versetzte hierauf:

— Du hast Recht in dem, was du gesagt hast; nur daß, wer keine Gefahren reiten will, auch auf Erreichung seiner Wünsche verzichten muß, und wer eine Unternehmung, durch die er vielleicht seinen Zweck erreichen kann, fahren läßt, weil sie ihm möglicher Weise auch misglücken kann, der wird nie etwas Bedeutendes erlangen. Man sagt auch: Zu dreierlei Dingen ist man nur fähig, wenn man kühnen Muth besitzt und wenn man keine Gefahr scheut, nemlich: zu dem Regierungsgeschäft, zum Seehandel und zum Feindesangriff. Auch haben die Weisen gesagt: Einen einsichtsvollen und rechtschaffenen Mann sieht man nur an zweierlei Stellen, und sonst geziemt ihm keine, nemlich entweder bei Königen, wo er geehrt, oder bei Frommen, wo er verehrt wird; gleichwie die Schönheit und der Glanz des Elephanten nur an zweierlei Orten sich zeigt, nemlich entweder, wenn man ihn in der Wildniß sieht, oder wenn er von Königen geritten wird.

Calila sagte hierauf:

— So möge denn Gott deine Pläne dir gedeihen lassen!

Dimna machte sich hinfort auf den Weg, bis daß er vor den Löwen kam, welchen er nach Gebühren begrüßte. Der Löwe sagte sodann zu einem seiner Höflinge:

— Wer ist das?

Dieser erwiederte:

— Es ist der und der, der Sohn des und des.

Der Löwe versetzte:

— Ich kannte seinen Vater.

Darauf fragte er:

— Wo hältst du dich auf?

Dimna erwiederte:

— Ich war immer am Hofe des Königes gelagert, in der Hoffnung hier Gelegenheit zu finden, um dem König durch meine Person und Einsicht einen Dienst zu erweisen. Denn an den Höfen der Könige sind der Angelegenheiten viele, zu deren Besorgung man solcher bedarf, denen man sonst keine Achtung schenkt; und es gibt Niemanden, wenn er auch noch so gering scheint, der nicht nach Maasgabe seiner Kraft einige Befriedigung und einigen Nutzen gewähren könnte; gleichwie auf der Erde herumliegendes Holz schon oft dem von Nutzen war, der es von der Erde auflas.

Diese Rede Dimna's gefiel dem Löwen sehr, und er glaubte ihn für aufrichtig und einsichtsvoll halten zu dürfen. Er wandte sich darauf an Einen in seiner Nähe und sagte zu ihm:

— Siehe der einsichtsvolle und mit männlichem Sinn begabte Mann, der ohne Ruf und niedrig gestellt ist, wird streben sich einen Namen zu verschaffen und hoch erhoben zu werden, gleichwie die unterdrückte Feuerflamme hoch aufzulodern strebt.

Nachdem Dimna bemerkte, daß er beim Löwen Anerkennung gefunden, setzte er hinzu:

— Die Unterthanen eines Reichs begeben sich zu der Pforte des Königs in der Hoffnung, daß dieser die Kenntnisse, welche sie besitzen, erkennen werde. Es gibt aber, sagt man, zweierlei, worin man sich auszeichnen kann, nemlich entweder im Führen der Waffen oder in den Kenntnissen. Hat man viele Helfer in einer Sache, so können diese oft, wenn sie nicht erprobte Leute sind, derselben schaden; denn den glücklichen Erfolg einer Unternehmung darf man nicht hoffen, wenn man viele, sondern wenn man rechte Helfer hat. Viele Helfer sind nur eine beschwerliche Last, durch die man leicht zu Boden gedrückt

werden kann, wie man durch die Last eines zu schweren Stieres niedergedrückt wird; und wiederum, wenn ein Mann Palmstämme nöthig hat, so können ihm Schilfrohre, auch wenn er deren noch so viel hätte, zu nichts dienen. Dir aber, o König, gebühret es nun, daß du nicht mit Geringschätzung auf einen männlichen Sinn blickest, welchen du bei einem Manne niedrigen Ranges antriffst. Denn der niedrig Gestellte hat oft eine Stärke wie die Sehne, welche von einem todten Thier genommen wird, und diese, wenn man aus ihr einen Bogen gemacht hat, wird von Königen hoch geachtet und von denselben zum Kampf und zum Spiel gebraucht.

Dimna wollte aber den Höflingen des Löwen zeigen, daß die Ehre, die ihm von dem Löwen erwiesen worden, ihm nur zu Theil geworden sey wegen seiner Einsicht, seines männlichen Sinnes und seiner Klugheit und nicht, wie dieselben glauben mochten, weil der Löwe seinen Vater gekannt habe, und fuhr deshalb also fort:

— Ein König darf nicht aus dem Grund einen Mann in seine Nähe ziehen und ihm Ehre erweisen, weil dessen Vater in seiner Nähe und

bei ihm in Ehre gestanden, noch aus dem Grund Jemanden von sich fern halten und zurücksetzen, weil dessen Vater ihm ferne gestanden, sondern es geziemt ihm, daß er an Jedem untersuche, was an ihm sey; denn nichts ist dem Menschen näher als sein eigener Leib, und dann von seinem Leibe der Theil, der krank ist und der ihn schmerzt; um geheilt zu werden aber bedarf er eines Arzneimittels, das ihm aus weiter Ferne zukommt.

Nachdem Dimna seine Rede vollendet, bezeugte ihm der König sein vollkommenstes Wohlgefallen, gab ihm eine freundliche Antwort und erwies ihm immer mehr Ehre. Darauf wandte er sich an die Höflinge mit den Worten:

— Es geziemt einem König nicht, einen in den ihm zukommenden Rechten zu beeinträchtigen. Die Menschen im Allgemeinen gleichen hierin zwei Männern, von denen der eine von bösartiger Natur ist. Dieser gleicht der Schlange. Tritt dieselbige einer mit dem Fuß, und wird dabei von ihr nicht gebissen, so soll ihn das nicht dreist machen, daß er nochmals auf sie trete, denn bei dem zweiten Fußtritt, den er ihr gibt, könnte sie ihn beißen. Der andere ist von

Natur sanftmüthig und gleicht daher dem kühlenden Sandelholz. Reibt man dasselbige übermäßig, so wird es heiß und verliert seinen Nutzen.

Dimna wurde nun bald mit dem Löwen näher vertraut und war öfters ganz allein bei ihm. Eines Tages sagte er zu ihm:

— Ich sehe daß der König immer an ein und demselbigen Orte sich aufhält, ohne ihn je zu verlassen, was ist wohl die Ursache hievon?

Während Dimna so mit dem Löwen redete, ließ sich der Stier Schenzeba durch ein schreckliches Brüllen vernehmen. Da sprang der Löwe vor Schrecken von seinem Platz auf, wollte aber doch nicht gern, daß Dimna merken sollte, was ihm begegnet. Dimna hatte aber wohl bemerkt, daß dieser Ton dem Löwen Angst und Furcht eingejagt, und er fragte ihn deshalb:

— Hat den König dieser Ton erschreckt?

Der Löwe erwiederte:

— Es hat mich noch nichts erschreckt außer dem.

Dimna entgegnete:

— Es gebührt dem König nicht seinen Platz zu verlassen wegen eines Tons, und die Weisen

haben gesagt: Man muß vor gar keinem Ton erschrecken.

Der Löwe sagte:

— Weißt du mir ein hierauf sich beziehendes Gleichniß mitzutheilen?

Dimna erzählte Folgendes:

Der Fuchs und die Pauke.

— Ein Fuchs kam in einen Wald, in welchem eine Pauke an einen Baum aufgehängt war. So oft ein Wind wehte, schlugen die durch denselben bewegten Zweige die Pauke an, und es erschallte ihr starker, bewundernswürdiger Ton. Der Fuchs gieng dem Ton den er vernommen nach, bis er zur Pauke kam. Er fand dieselbe sehr dickleibig, und glaubte deshalb sicherlich, daß sie viel Fett und Fleisch haben müsse. Er machte sich dann an dieselbige, bis daß er sie entzwei brachte. Allein als er sah, daß sie hohl war und nichts in ihr, sprach er:

— Ich weiß nicht, wie das möglich ist, daß das gehaltloseste Ding den lautesten Ton von sich gibt und den größten Körperumfang hat.

— Dieses Gleichniß, fügte Dimna bei, habe

ich dir mitgetheilt, um dir bemerklich zu machen, daß wenn wir diesem Ton, der uns so erschreckt hat, nachgiengen und untersuchten, woher er käme, wir ihn gewiß nicht so schrecklich finden würden, als er uns nun vorkommt. Wenn aber der König will, so kann er mich fortschicken, während er ruhig an seinem Platze bleibt, um für ihn Erkundigung über den gehörten Ton einzuziehen.

Der Löwe gab seine Zustimmung und erlaubte Dimna dem Ton nachzugehen.

Dimna gieng nun nach dem Orte hin, wo Schenzeba sich aufhielt.

Nachdem Dimna den Löwen verlassen, dachte dieser über seine Sache nach und es reute ihn Dimna dahin abgeschickt zu haben, wohin er ihn abgeschickt hatte, indem er bei sich sprach:

— Ich habe es nicht gut gemacht, daß ich Dimna mein Vertrauen schenkte, denn ich ließ ihn lange Zeit unbeachtet liegen an meiner Pforte. Und wenn ein Mann am königlichen Hofe sich zeigt, dessen Rechte ohne seine Verschuldung gekränkt worden sind, oder wenn ihm bei dem Könige Unrecht geschehen ist, oder wenn er diesem bekannt geworden ist durch Gier und Habsucht,

oder wenn er in Schaden und Armuth gerathen, ohne daß ihm der König eine Entschädigung verliehen, oder wenn er eines Verbrechens sich schuldig gemacht und nun Strafe befürchtet, oder wenn er auf etwas hofft, das dem Könige Schaden, ihm selbst aber Nutzen bringen soll, oder wenn er für sich daher Schaden fürchtet, woher für jenen Nutzen zu erwarten ist, oder wenn er dem Feinde des Königes Freund und dessen Freund Feind ist, so thut der König nicht recht daran, wenn er mit solchen bald vertraut wird, wenn er sich auf solche verläßt, oder ihnen sein Zutrauen schenkt. Was aber Dimna betrifft, so ist er sehr verschlagen und in Allem wohl bewandert, und er ist mit Unrecht lange unbeachtet geblieben an meinem Hof; deshalb ist es wohl möglich, daß er nun gegen mich aufgebracht ist, es ist wohl möglich, daß er sich nun bestimmt sieht, mich zu hintergehen, meinem Feinde beizustehen und mich bei demselbigen herunterzumachen, und es ist wohl möglich, daß er den auffindet, der jenes Gebrüll erschallen ließ, und daß dieser stärker ist an Macht als ich, daß er sich dann von mir weg zu demselben hingezogen fühlt und mit demselben sich gegen mich verbindet.

Hierauf erhob sich der Löwe von seinem Platze. Er kam aber nicht weit, so sah er Dimna sich ihm nähern. Da wurde seine Seele wieder guter Dinge und er kehrte an seinen vorigen Platz zurück. Als Dimna ihm nahe getreten, fragte er denselben:

— Was hast du ausgerichtet und was hast du gesehen?

Dimna erwiederte:

— Ich habe einen Stier gesehen und der ist's, von welchem jener brüllende Ton herkam, den du vernommen.

Der Löwe fragte weiter:

— Und wie steht es mit seiner Stärke?

Dimna erwiederte:

— Mit seinem Muth ist es nicht weit her; ich habe mich ihm genähert und habe mit ihm ein ziemlich langes Gespräch geführt, allein er vermochte nichts gegen mich.

Der Löwe versetzte hierauf:

— Laß dich dadurch ja nicht von ihm täuschen und denke ja nicht geringschätzend von ihm; denn der heftige Wind bringt einem schwachen Kraut keinen Schaden, sondern er zerbricht nur hohe Palmen und starke Bäume.

Dimna entgegnete:

— Fürchte, o König, gar nichts von ihm und beunruhige dich seinetwegen nicht. Ich werde ihn dir zuführen als einen gehorsamen und folgsamen Diener.

Der Löwe erwiederte:

— Thue das und thue, was du für gut hältst.

Da gieng Dimna zu dem Stier und redete ihn ohne Furcht und ohne alle Rücksicht also an:

— Der Löwe hat mich zu dir geschickt, um dich zu ihm zu bringen, und er hat mir gesagt, daß, wenn du Folge leistest und alsbald zu ihm kommest, du nichts zu fürchten habest wegen des Verbrechens, das du begangen, indem du dich nicht vor ihm gestellt und ihm den schuldigen Gruß nicht bezeugt hast; wenn du aber zauderest zu ihm zu gehen und dich dazu nicht entschließen wollest, so soll ich schnell zu ihm zurückkommen und ihm davon Meldung thun.

Schenzeba entgegnete ihm:

— Und wer ist denn dieser Löwe, der dich zu mir gesandt hat, und wo hält er sich auf, und wie sind seine Verhältnisse?

Dimna erwiederte:

— Es ist der König der Raubthiere, er hält sich an dem und dem Ort auf, und um ihn herum ist ein starkes Heer von Raubthieren.

Da gerieth Schenzeba in Furcht, wie er von dem Löwen und den Raubthieren hörte, und sagte zu Dimna:

— Wenn du mir die Sicherheit meines Lebens verbürgst, so will ich mit dir zu dem Löwen gehen.

Dimna bürgte ihm für die Sicherheit seines Lebens und so kam er mit dem Stier zu dem Löwen. Der Löwe nahm den Stier gut auf, hieß ihn näher kommen und sagte zu ihm:

— Wann bist du in diese Gegend gekommen und was hat dich hieher geführt?

Da erzählte ihm Schenzeba seine Geschichte Der Löwe sagte sodann zu ihm:

— Tritt in meine Dienste und bleibe bei mir, und ich werde dir alle Ehre erweisen.

Der Stier wünschte dem Löwen hierauf alles Gute und sagte ihm Lob und Preis. Der Löwe erwies sodann Schenzeba immer mehr Ehre und Auszeichnung, und wurde mit ihm bald so vertraut, daß er ihm alle seine Geheimnisse anvertraute und ihn in allen seinen Angelegenheiten um Rath fragte, und kein Tag vergieng, wo der

Löwe ihm nicht sein Wohlgefallen bezeugte, oder wo er nicht nach ihm Verlangen gehabt und ihn zu sich gerufen hätte, so daß er bald den ersten Rang unter allen Dienern am Hofe behauptete.

Als aber Dimna die Auszeichnung bemerkte, welche der Löwe dem Stier angedeihen ließ, mit Zurücksetzung seiner selbst und seiner Genossen, und daß derselbe des Löwen Rathgeber, Gesellschafter und Spielgenosse geworden, faßte er gewaltigen Neid gegen den Stier und sein Ingrimm über denselben stieg auf's Höchste. Er trug sodann seine Klage seinem Bruder Calila vor, indem er zu ihm sagte:

— Verwunderst du dich nicht, mein Bruder, über meine schwache Einsicht, über das was ich mir selbst angethan habe, daß ich nur auf den Nutzen des Löwen gesehen und meinen eigenen Nutzen übersehen habe, indem ich da dem Löwen einen Stier zuführte, der mich nun von dem Platz, den ich behauptet, verdrängt hat?

Calila entgegnete ihm:

— Es ist dir da gerade begegnet, was dem Mönche begegnet ist.

— Wie war das? fragte Dimna.

Da begann Calila folgendermaßen:

Der Mönch und der Dieb.

Ein Mönch, erzählt man, bekam von einem Könige ein kostbares Kleid zum Geschenk. Das sah ein Dieb mit an und bekam alsbald Verlangen nach dem Kleide. Er gieng deshalb zu dem Mönch und sprach zu ihm:

— Ich möchte gern mit dir Umgang haben und mich von dir belehren und unterweisen lassen.

Der Mönch gestattete ihm seinen Umgang. Der Dieb gab sich dann alle Mühe dem Mönch ähnlich zu werden und ihm stets zu Gefallen zu seyn, bis daß er, nachdem er sich desselben Gunst erworben, jenes Kleid zu nehmen Gelegenheit fand, mit dem er sofort auf und davon gieng. Als der Mönch sein Kleid vermißte, dachte er gleich nicht anders, als daß sein Schüler ihm das Kleid genommen. Er begab sich daher, um denselben aufzusuchen, nach einer Stadt. Unterwegs kam er an zwei Böcken vorbei, die sich mit ihren Hörnern also stießen, daß ihr Blut herabfloß. Da kam ein Fuchs herbei, um dieses Blut aufzulecken. Allein während er im Auflecken des Bluts begriffen war, kamen die beiden Böcke auf ihn zu und stießen ihn also mit ihren Hörnern, daß er todt umfiel.

Der Mönch gieng seines Wegs weiter, bis daß er in die Stadt kam, in die er wollte. Hier kehrte er, da er sonst nirgends Aufnahme fand, in dem Hause eines Weibes ein, bei welchem sich auch ein dem Leichtsinn ergebenes Mädchen aufhielt. Dieses Mädchen liebte einen Mann, in welchen auch ihre Herrin verliebt war. Von Eifersucht getrieben ersann diese letztere ein Mittel jenen Mann aus dem Leben zu schaffen, was sie gerade in der Nacht ausführen wollte, wo der Mönch bei ihr zu Gast war. Als nemlich der Mann zu gewohnter Stunde angekommen, gab sie ihm so viel Wein zu trinken, bis er betrunken wurde; dann legte er sich schlafen an der Seite des Mädchens. Als sie aber beide in tiefen Schlaf versunken waren, holte sie Gift, welches sie in ein Rohr hineingethan hatte, um dasselbe dem Mann in den H— zu blasen. Allein, wie sie im Begriff war dies zu thun, ließ der Mann einen W— gehen, und das Gift wurde dem Weib in den Hals getrieben, so daß sie todt umfiel. Der Mönch hatte aber dieses Alles mit angesehen und mit angehört, und wollte nun nicht mehr länger in diesem Hause bleiben.

Den andern Tag traf er einen Schuhmacher,

der sich bereit zeigte ihn als Gast aufzunehmen. Der Schuhmacher führte ihn zu seiner Frau und sagte derselben:

— Ich empfehle dir diesen Mönch, daß du ihm, als unserm Gast, Ehre erweisest und ihn gut bedienest. Ich muß fort, weil mich einer meiner Freunde zu einem Trunk zu sich eingeladen hat.

Hierauf entfernte er sich und gieng fort. Diese Frau des Schuhmachers hatte aber einen Liebhaber, und als Unterhändlerin zwischen ihnen diente das Weib eines Barbiers. Das Weib des Schuhmachers schickte nun alsbald, nachdem ihr Mann fortgegangen war, zu dem Weib des Barbiers und ließ ihr sagen, daß sie zu ihr kommen und ihrem Liebhaber zu wissen thun möchte, daß sie allein sey. Die Unterhändlerin erschien alsbald, und die Frau des Schuhmachers sagte zu ihr:

— Mein Mann ist ausgegangen, um einem Schmause bei einem seiner Freunde beizuwohnen, und er wird nicht anders zurückkommen als betrunken. Sage nun meinem Liebhaber, daß er so schnell wie möglich zu mir kommen soll.

Der Liebhaber des Weibes kam sodann und setzte sich, bis daß ihm das Haus geöffnet wür-

de, an die Thüre desselben. Da kam der Schuhmacher betrunken, wurde den Mann gewahr, schöpfte bösen Verdacht, gieng voll Zorn zu seiner Frau hinein, schlug dieselbe tüchtig durch und band sie dann an einen Pfeiler im Zimmer. Darauf legte er sich besinnungslos schlafen. Nach einer Weile kam die Unterhändlerin, um die Frau des Schuhmachers aufmerksam zu machen, daß ihr Liebhaber schon lange unten warte, und fragte sie, was sie zu befehlen habe. Die Schuhmachersfrau entgegnete ihr:

— Thue mir doch den Gefallen und binde mich los, und laß dich an meiner Statt anbinden, daß ich zu meinem Liebhaber hinabgehen kann. In aller Eile werde ich zurückkommen.

Die Frau des Barbiers zeigte sich hiezu bereitwillig, band die Schuhmachersfrau los, so daß sie zu ihrem Geliebten gehen konnte, und ließ sich an ihrer Statt an den Pfeiler hinbinden. Allein der Schuhmacher wachte auf, bevor daß seine Frau zurückkam, und rief sie bei ihrem Namen. Die Frau des Barbiers gab keine Antwort aus Furcht, daß ihre Stimme sie verrathen möchte. Der Schuhmacher rief seiner Frau zum zweitenmal, allein es wurde ihm wieder keine

Antwort zu Theil. Da wurde er also mit Zorn erfüllt, daß er aufstand, ein Messer nahm und dem Weibe die Nase abschnitt, indem er die Worte hinzusetzte:

— Nimm das und mache damit deinem guten Freund ein Geschenk.

Er dachte aber nicht anders, als daß die, der er die Nase abgeschnitten, sein Weib gewesen. Als die Frau des Schuhmachers wieder kam, sah sie, was ihr Mann mit dem Weibe des Barbiers gethan, ließ ihr das sehr leid seyn, und machte sie los, worauf dieselbe, ihrer Nase beraubt, sich nach Hause begab. Alles dieses sah und hörte der Mönch mit an. Die Schuhmachersfrau begann dann Verwünschungen und Flüche auszustoßen über ihren Mann, der sie so mißhandelt habe, erhob ihre Stimme und rief demselben:

— Du Gottloser, Ungerechter! stehe auf und siehe, wie du an mir gethan hast, und wie Gott an mir gethan hat, wie dieser Erbarmen mit mir gehabt und meine Nase mir wieder hergestellt hat, so wie sie vorher war.

Da erhob sich der Mann, zündete ein Licht an und sah nach, und siehe da! er fand die

Nase seiner Frau wieder hergestellt. Nun bat er sie um Verzeihung, bereute sein Verbrechen und flehte auch Gott um Verzeihung an.

Die Frau des Barbiers aber, die indeß nach Hause gekommen, besann sich hin und her, was sie wohl ihrem Mann und ihrer Familie als Grund angeben könnte, warum ihr die Nase abgeschnitten worden, da sie das Geheimniß nicht verrathen wollte. Als der Morgen anbrach, wachte der Barbier auf und sagte zu seiner Frau:

— Bring mir mein ganzes Besteck, denn ich will zu einem vornehmen Herrn gehen.

Sie brachte ihm blos das Scheermesser. Da sagte er nochmals zu ihr:

— Bringe mir doch alle meine Instrumente.

Sie brachte ihm aber wieder nur das Scheermesser. Da erzürnte er, daß ihn sein Weib so oft dasselbe wiederholen ließ, und warf ihr das Scheermesser nach. Das Weib aber warf sich auf die Erde, schlug ein Jammergeschrei auf und schrie:

— Meine Nase, meine Nase!

So schrie sie, bis die Leute aus dem Hause und die Nachbarn herbeiliefen; und als sie das Weib in solchem Zustand sahen, ergriefen sie den

Barbier und schleppten ihn vor den Richter. Dieser fragte den Barbier:

— Was hat dich dazu getrieben, deiner Frau die Nase abzuschneiden?

Da derselbe aber nichts zu seiner Rechtfertigung vorbringen konnte, so verhängte der Richter über ihn, daß er gezüchtigt werden sollte. Indeß, gerade als die Züchtigung mit ihm vorgenommen werden sollte, erschien der Mönch, trat vor den Richter und sprach zu demselben:

— Nicht länger, o Richter, mögest du in Täuschung bleiben! denn nicht der Dieb ist es, der mich bestohlen; nicht die Böcke, die den Fuchs getödtet; nicht das Gift, das das schlechte Weib umgebracht; nicht der Barbier, der seinem Weib die Nase abgeschnitten, sondern ich und diese, wir haben alle unser Unglück uns selber zuzuschreiben.

Der Richter fragte hierauf den Mönch nach näherem Aufschluß; dieser gab ihm denselben, indem er den Hergang der Sachen erzählte. Da gab der Richter Befehl, daß man den Barbier frei lassen sollte.

Nach Anhörung dieses Gleichnisses sprach Dimna:

— Das paßt ganz auf meinen Zustand, was du da erzählt hast, und wohl hat auch mir Niemand Schaden zugefügt, als ich mir selber; allein, was vermag nicht die Schlauheit?

Calila entgegnete:

— Sage mir doch, was du für einen Plan hast und wie du es in dieser Sache angreifen willst?

Dimna erwiederte:

— Meine Hoffnung ist zunächst nicht, mir einen höhern Rang, als der Stier behauptet, bei dem Löwen zu verschaffen, sondern mein Verlangen ist blos, meine vorige Stellung wieder zu gewinnen. Es sind aber drei Dinge, auf welche der Kluge sehen und auf welche er mit aller Sorgfalt bedacht seyn muß. Nemlich einmal muß er darauf sehen, was ihm in vergangener Zeit Schaden oder Nutzen gebracht hat, dann auf seiner Hut seyn vor dem, was ihm Schaden gebracht, damit ihn derselbige Schaden nicht wieder treffe, und auf der andern Seite nach dem streben, was ihm Nutzen verschafft hat und darauf bedacht seyn, denselben Nutzen sich wieder zu verschaffen. Sodann zweitens muß er in Erwägung ziehen, was ihm in der

Gegenwart von Nutzen oder von Schaden seyn kann, dann festhalten das, was nutzbringend und meiden das, was schadenbringend ist. Endlich drittens muß er auf die Zukunft sehen, was in derselben wohl von Nutzen zu hoffen und von Schaden zu fürchten sey, dann seine Hoffnung zu erreichen und was er fürchtet von sich abzuwenden bestrebet seyn. Nachdem ich aber bei mir wohl überlegt, was mir Hoffnung geben könne, meinen vorigen Rang wieder zu gewinnen und wodurch ich wieder werden könne, was ich war, habe ich gefunden, daß ich durch keine andere List und durch kein anderes Mittel meinen Zweck erreichen kann, als dadurch, daß ich den Krautfresser aus dem Wege schaffe. Denn wenn dieser nicht mehr um den Löwen ist, werde ich wieder meinen vorigen Rang behaupten können, und vielleicht wäre das auch für den Löwen gut, denn das, daß er dem Stier so übermäßig Ehre erweist, könnte ihm mit der Zeit Schande und Schaden bringen.

Calila entgegnete:

— Ich wüßte nicht, wie dem Löwen von dem Stier, wegen seines ehrenden Betragens gegen denselben, Schande oder Schaden werden könnte.

Dimna versetzte hierauf:

— Durch sechs Dinge macht sich ein König Feinde und verdirbt seine Sache: durch Verkennung seiner Leute, durch Bürgerkrieg den er aufkommen läßt, durch Leidenschaften, denen er ergeben, durch Härte und Grausamkeit, durch Muthlosigkeit in Unglückszeit, durch verkehrte Handlungsweise. Erstlich also, wenn er verkennt diejenigen unter seinen Dienern, welche es rechtlich und aufrichtig mit ihm meinen, sowie die seiner Beamten, welche Einsicht und Muth besitzen und ihm in Treue ergeben sind, und sich nicht bemüht Männer zu suchen, welche genannte Eigenschaften haben. Zweitens, wenn seine Unterthanen unter einander in Krieg gerathen. Drittens, wenn er sich von Leidenschaften beherrschen läßt, wie von der Liebe zu Weibern oder Knaben, von der zum Spiel, zum Trunk, zur Jagd und was dem ähnlich ist. Viertens, wenn er in ungestümer Härte seine Zunge gleich Schmähungen ausstoßen und seine Hand gleich Gewaltthat ausüben läßt, wo es gar nicht am Platze ist. Fünftens, wenn er zur Unglückszeit, bei Seuchen, bei Hungersnoth, bei feindlichen Einfällen und dergleichen, gleich alle Fassung

verliert. Sechstens endlich, wenn seine Handlungsweise eine verkehrte ist, so daß er streng ist, wo er mild, und mild, wo er streng seyn sollte. Und, daß sich der Löwe so ganz und gar dem Stiere dahingegeben hat, das ist es, um es zu wiederholen, was mich für denselben Schande und Schaden befürchten läßt.

Calila entgegnete:

— Was glaubst du denn zu vermögen gegen den Stier, der doch stärker ist als du und in höherem Ansehen steht bei dem Löwen, als du, und dem mehr Helfer zu Gebot stehen als dir?

Dimna versetzte:

— Siehe nicht auf meine Kleinheit und Schwäche; denn, wenn es sich um die Erreichung einer Sache handelt, kommt es nicht auf die Schwäche oder Stärke an, noch auf die körperliche Kleinheit oder Größe, sondern auf die Schlauheit; und mancher Kleine und Schwache hat schon Dinge erreicht vermittelst seiner List, Schlauheit und Einsicht, welche mancher Starke nicht zu erreichen vermochte. Oder ist dir nicht bekannt, was ein schwacher Rabe durch List über eine Schlange vermocht hat, so daß er sie ums Leben brachte?

— Wie war das? fragte Calila.

Da begann Dimna also:

Der Rabe und die Schlange.

— Ein Rabe, erzählt man, hatte sein Nest auf einem Baum im Gebirge. In seiner Nähe aber hauste eine schwarze Schlange, welche, so oft der Rabe Junge ausgebrütet, dieselbe holte und verschlang. Das schmerzte und betrübte den Raben so sehr, daß er sich endlich gedrungen fühlte, seinen Jammer einem Schakal zu klagen, der ein Freund von ihm war. Er wandte sich an denselben mit den Worten:

— Ich möchte gern deinen Rath hören über einen Entschluß, den ich gefaßt habe.

Der Schakal fragte:

— Und welcher ist dieser?

Der Rabe erwiederte:

— Ich habe mich entschlossen zu der Schlange zu gehen, wenn sie schläft, und ihr die Augen auszukratzen; vielleicht daß ich dann vor ihr Ruhe bekomme.

Der Schakal aber entgegnete ihm:

— Das ist ein schlechtes Mittel, das du da

ausgedacht hast; du mußt auf ein solches sinnen, wodurch du deine Absicht mit der Schlange erreichen kannst, ohne dich selbst dem Verderben und der Gefahr auszusetzen. Nimm dich in Acht, daß es dir nicht geht, wie dem Fischreiher, welcher den Krebs tödten wollte, aber dabei sich selbst ums Leben brachte.

— Wie war das? fragte der Rabe.

Da begann der Schakal also:

Der Fischreiher und der Krebs.

Ein Fischreiher hatte sich in der Nähe eines Teiches eingenistet, in welchem viele Fische waren. Seit dem er lebte, hatte er sich von diesen Fischen ernährt. Allein, als er alt geworden, sah er sich nicht mehr im Stande, Fische zu fangen, weshalb er sehr Hunger litt. Betrübten Sinnes setzte er sich nun hin und sann auf eine List. Da kam ein Krebs an ihm vorbei, und als dieser bemerkte, in welchem Zustand von Traurigkeit und Betrübniß der Fischreiher sich befand, näherte er sich demselben und redete ihn also an:

— Wie! ich sehe, o Vogel, daß du betrübt und traurig bist.

Der Fischreiher entgegnete:

— Und wie sollte ich nicht betrübt seyn! Meine einzige Nahrung sind stets die Fische gewesen, welche ich in diesem Teich fieng. Nun sah ich heute zwei Fischer hier vorübergehen, von denen der eine zu dem andern sagte:

— Ei, hier gibt es viele Fische, wollen wir diese nicht sogleich fangen?

Der Andere hatte hierauf erwiedert:

— In dem und dem Teich habe ich mehr Fische gesehen als in diesem da, darum wollen wir uns zuerst an jenen machen und wenn wir ihn ausgefischt haben, wollen wir zu diesem Teich gehen, um ihn auch auszuleeren.

— Nun weiß ich, daß diese beiden Fischer, wenn sie erst dort fertig geworden sind, an diesen Teich kommen und alle Fische fangen werden, die sich darin befinden. Solches wird mir aber den Untergang und meinem Leben ein Ende bringen.

Nach Anhörung solcher Worte begab sich der Krebs auf der Stelle zu den Fischen und erzählte ihnen, was er vernommen. Diese näherten sich sodann dem Fischreiher, indem sie zu ihm sagten:

— Wir sind zu dir gekommen, um uns einen Rath auszubitten, denn der Kluge verschmähet selbst nicht den Rath seines Feindes.

Der Fischreiher entgegnete ihnen:

— Da ich gegen die Macht der Fischer nichts vermag, so weiß ich kein anderes Mittel, um der mir drohenden Gefahr zu entgehen, als nach dem in der Nähe liegenden Teich auszuwandern, wo es der Fische und des Wassers und des Schilfrohrs genug gibt. Wenn ihr nun auch vermöchtet dahin zu gelangen, so würdet ihr dort sicher und bequem leben können.

Die Fische erwiederten:

— Niemand kann uns dazu verhelfen als du.

Da fieng der Fischreiher an täglich ein Paar Fische fortzutragen, trug sie aber, statt in den versprochenen Teich, auf einen Hügel, wo er sie verzehrte. Eines Tags, als er wieder seine Paar Fische holen wollte, näherte sich ihm der Krebs und redete ihn also an:

— Auch ich fürchte mich an diesem Ort zu bleiben und bin in Unruhe, so lang ich da bin, drum schaffe auch mich fort nach jenem Teich.

Da nahm ihn der Fischreiher und flog mit ihm davon. Als sie aber in die Nähe des Hü-

gels kamen, wo der Fischreiher die Fische zu verzehren pflegte, sah der Krebs auf und erblickte da eine Menge von Fischgräten. Da merkte er, daß der Fischreiher die Fische, welche er fortgetragen, aufgefressen hatte und daß er mit ihm wohl auch nichts anders vorhabe, als ihn zu verzehren. Und er sagte in seinem Herzen:

— Wenn Einer in die Hände seines Feindes geräth, so soll er sich, wenn er gleich weiß, daß er umkommen wird, er möge sich nun wehren oder nicht, doch wehren, um wenigstens ehrenvoll zu sterben.

Hierauf packte er mit seinen Scheeren den Hals des Reihers und würgte ihn so, daß er starb. So rettete sich der Krebs und begab sich sodann zu den Fischen zurück und erzählte ihnen das Vorgefallene.

— Dieses Gleichniß, fügte der Schakal bei, habe ich dir erzählt, daß du sehen sollest, wie manche List gerade dem selbst Verderben bringt, der sie ausgesonnen. Allein, ich will dir ein Mittel angeben, wodurch es dir gelingen soll, die Schlange aus dem Leben zu schaffen, ohne daß du dabei dein eigenes Leben auf das Spiel setzest, und wobei dir keine Gefahr droht.

— Welches ist dieses? fragte der Rabe.

Der Schakal erwiederte:

— Flieg umher und sieh dich um, ob du nicht etwas von dem Schmuck eines Weibes bekommen kannst. Kannst du das, so fliege damit fort, aber so, daß du den Leuten nicht aus dem Blicke kommst, bis daß du an das Loch der Schlange gelangst. Hier laß dann den Schmuck fallen. Wenn die Leute solches sehen, werden sie den Schmuck nehmen, und dir vor der Schlange Ruhe verschaffen.

Der Rabe folgte dem Rath, gieng fort und flog in der Luft umher, bis daß er auf einem Dach ein Weib, die Tochter eines Vornehmen, erblickte, die sich badete und die ihre Kleider und ihren Schmuck auf die Seite gelegt hatte. Da flog er auf das Dach zu, nahm von dem Geschmeide einen Halsschmuck und flog damit davon. Die Leute verfolgten ihn dann, während er so langsam weiter flog, daß sie ihn immer im Auge behalten konnten, bis daß er an dem Loch der Schlange anlangte. Hier warf er den Halsschmuck hin und die Leute bemerkten es. Als sie dann herbeigekommen, nahmen sie den Halsschmuck und tödteten die Schlange.

— Dieses Gleichniß, fügte Dimna bei, habe ich dir erzählt, daß du sehen sollst, wie die List mehr ausrichten kann als die Stärke.

Calila entgegnete:

— Wenn der Stier nicht neben seiner Stärke auch Einsicht besäße, dann wäre Alles recht, allein er besitzt neben seiner Stärke und Kraft auch hohe Einsicht und Klugheit; wie kannst du nun da etwas gegen ihn vermögen?

Dimna versetzte:

— Wenn der Stier wirklich Stärke und Einsicht zugleich besitzt, wie du meinst, so bin ich ihm doch an Scharfsinn überlegen, und so mag es mir wohl gelingen ihn zu stürzen, gleichwie der Hase den Löwen gestürzt hat.

— Wie war das? fragte Calila.

Da begann Dimna also:

Der Löwe und der Hase.

— Es lebte einmal ein Löwe in einer wasserreichen und fruchtbaren Gegend. Ebendaselbst lebten viele andere Thiere, denen nichts fehlte, da sie Wasser genug hatten und die Weide gut war, nur daß die Furcht vor dem Löwen ihnen

keinen ruhigen Genuß gestattete. Um diesen zu erlangen, giengen sie daher insgesammt zu dem Löwen und sprachen zu ihm:

— Du erjagst jedes einzelne von uns immer nur mit Mühe und Anstrengung. Wir haben dir daher einen Vorschlag zu machen, um dich solcher Mühe zu entheben, und um uns Ruhe zu verschaffen. Wenn du uns nemlich Sicherheit und Ruhe versprächest, so wollten wir dir alle Tage eines von uns zuschicken, zur Zeit des Frühstückes.

Der Löwe gab seine Zufriedenheit mit diesem Vorschlag zu erkennen, und der Vertrag wurde abgeschlossen und längere Zeit auch von Seiten der Thiere richtig gehalten. Eines Tags nun traf das Loos, ein Frühstück des Löwen zu werden, einen Hasen. Da sprach er zu den übrigen Thieren:

— Wenn ihr mich unterstützet in etwas, was euch nicht Schaden bringen wird, so hoffe ich euch vor dem Löwen Ruhe verschaffen zu können.

Die Thiere fragten:

— Und was verlangst du denn von uns?

Der Hase erwiederte:

— Befehlet dem, welcher mich dem Löwen ausliefern soll, daß er mich nicht treibe, wenn ich unterwegs einige Zeit mich aufhalten will.

Die Thiere erwiederten:

— Das soll dir verliehen seyn.

Da machte sich der Hase auf den Weg, hielt sich aber unterwegs so lange auf, bis die Zeit vorüber war, wo der Löwe sein Frühstück zu nehmen gewohnt war. Nach und nach endlich gelangte er zu dem Löwen, aber allein. Dieser, hungrig und aufgebracht, erhob sich von seinem Platz und wandte sich zu dem Hasen mit den Worten:

— Woher kommst du so spät?

Der Hase erwiederte:

— Ich wurde abgeschickt von den Thieren, dir einen Hasen auszuliefern; allein unterwegs überfiel mich ein Löwe und nahm mir denselben, indem er sagte: Mir gehört diese Gegend an, sowie alle Thiere, die sich darin befinden. Ich sagte zwar: Das ist das Frühstück des Königs, welches die Thiere ihm durch mich überschicken, drum nimm es mir nicht weg. Allein er verhöhnte und verschmähete dich, und ich eilte zu dir, um dir das Vorgefallene zu erzählen.

Da sprach der Löwe:

— Komm mit mir und zeige mir den Ort, wo sich jener Löwe aufhält.

Der Hase führte ihn aber zu einem Brunnen, worin vieles und helles Wasser war, sah in denselben hinein und sagte:

— Dies hier ist der Ort, wo sich der Löwe aufhält.

Der Löwe sah auch hinein, erblickte in dem Wasserspiegel sein Bild und das Bild des Hasen, zweifelte nun nicht mehr an der Wahrheit der Aussage des Hasen, stürzte auf den vermeintlichen Löwen los, um ihn zu bekämpfen, und ertrank in dem Brunnen. Darauf kehrte der Hase zu den Thieren zurück und erzählte ihnen, was er dem Löwen angethan.

Calila versetzte auf diese Rede:

— Wenn du den Stier auf eine für den Löwen unschädliche Weise aus dem Weg schaffen kannst, so magst du es thun; denn der Stier hat mir sowohl als dir, sowie allen andern von uns Schaden gebracht; dagegen, wenn du durch solches Unternehmen den Löwen selbst ins Unglück stürzen solltest, dann laß es gehen; denn

das wäre eine Treulosigkeit gegen den Löwen von meiner wie von deiner Seite.

Dimna besuchte hierauf mehrere Tage nicht mehr den Hof; dann aber gieng er einmal zu dem Löwen, wie er allein war.

Der Löwe fragte ihn:

— Warum hast du dich so lange nicht bei mir sehen lassen? Hatte dein Ausbleiben etwas Gutes zur Ursache?

Dimna erwiederte:

— Etwas Gutes? O daß das so wäre, o König!

Der Löwe fragte weiter:

— Nun, was gibt es für eine Neuigkeit?

Dimna antwortete:

— Eine Neuigkeit, an der weder der König noch einer seiner Diener eine Freude haben kann.

Der Löwe fuhr fort:

— Was ist das für eine?

Dimna erwiederte:

— Eine empörende Sache.

Der Löwe versetzte:

— Erzähle mir dieselbe.

— Es ist, sprach darauf Dimna, eine Nachricht, die man nicht gerne vernimmt, und welche

mitzutheilen dem Ueberbringer Leid thut. Ich kenne aber deine vortrefflichen Eigenschaften. So wird dir deine eigene Einsicht sagen, daß es mir wehe thun muß, dir etwas zu sagen, was für dich unangenehm ist, und ich habe das Vertrauen auf dich, daß du mich kennest als einen aufrichtigen Diener und als einen solchen, der es besser mit dir meint als mit sich selbst. Und wenn ich gleich fürchten muß, daß du meiner Mittheilung keinen Glauben schenken und mich für einen Verläumder halten möchtest, so hätte ich doch, bei Erwägung, daß das Leben und das Heil von uns Thieren allen an dich geknüpft ist, es nimmermehr über mich vermocht, das zu verschweigen, was meine Pflicht mich sagen heißt, auch wenn du mich nicht selbst gefragt hättest, und auf die Gefahr hin bei dir keinen Glauben zu finden. Man sagt ja: Wer dem Könige nicht seine aufrichtige Gesinnung und seinen Freunden nicht seinen Rath zu erkennen gibt, der betrügt sich selbst.

Der Löwe sagte:

— Was ist denn vorgefallen?

Dimna erwiederte:

— Ein zuverläßiger und wahrhaftiger Freund

hat mir berichtet, daß Schenzeba sich heimlich zu den Anführern deines Heers gemacht und zu ihnen gesagt hat: Ich habe den Löwen genau kennen gelernt und seine Einsicht, Schlauheit und Stärke auf die Probe gesetzt und da gefunden, daß es mit alle dem sehr schwach bei ihm aussieht. Die Sache mit mir und ihm wird sich daher bald ändern. Als mir solches zu Ohren gekommen, da erkannte ich, daß Schenzeba ein treuloser Verräther ist. Ja! deshalb, daß du ihn mit allen Ehren überhäuft und ihn dir selbst gleich gestellt hast, glaubt er nun, daß er sey, was du bist und daß, wenn du von deinem Throne gestürzt seyest, ihm das Reich zufallen werde, und er wird nicht eher ruhen, als bis er dich gestürzt hat. Man sagt aber: Wenn ein König von einem Manne weiß, daß er ihm gleich zu kommen trachte in Rang und Stellung, so muß er ihn niederwerfen; denn wenn er das nicht thut, so wird er selbst der Niedergeworfene. Und Schenzeba weiß wohl, was er zu thun hat und ist seiner Unternehmung gewachsen. Klug aber ist der zu nennen, welcher einem auf ihn gemachten Anschlag durch List zuvorkommt. Sey also ja nicht sorglos gegen die

dir drohende Gefahr! Siehe! man sagt, es gebe dreierlei Leute: Umsichtige, Vorsichtige und Schwachsinnige. Zu den Umsichtigen gehört der, welcher, wenn ihn ein Unglück trifft, den Kopf nicht verliert, nicht aus der Fassung kommt und List und Schlauheit zu seiner Rettung anzuwenden weiß. Noch besser macht es der Vorsichtige, welcher zuvorzukommen und sich vorzusehen weiß, der das Unglück sieht, bevor es ihn trifft, es mit demselben nicht leicht nimmt und ihm mit Klugheit begegnet, gleich wie es ihn schon getroffen hätte, der so die Krankheit unterdrückt, bevor sie über ihn ausbricht und das Uebel vertreibt, bevor es ihn erreicht. Was endlich den Schwachsinnigen betrifft, so treibt er sich da und dort unnützer Weise herum, gibt sich eitlen Wünschen und Hoffnungen hin und lebt in Sorglosigkeit, bis daß er unerwartet seinen Untergang findet. Ein hieher gehöriges Gleichniß ist das von den drei Fischen.

— Wie ist das? fragte der Löwe.

Da begann Dimna also:

Die drei Fische.

Es waren einmal in einem Teich drei Fische, ein listiger, ein noch listigerer und ein schwachsinniger. Dieser Teich war in bergiger Gegend gelegen, wohin kaum ein Mensch hinkommen konnte, und in seiner Nähe war ein Fluß. Es traf sich nun einmal, daß zwei Fischer an diesem Fluß vorbeikamen, wo sie dann auch jenen Teich gewahr wurden. Sie kamen dann mit einander überein, ihre Netze in demselben auszuspannen, um die Fische zu fangen, die darin wären. Diese Rede hörten die Fische mit an. Der Listigste von ihnen, da er das Schlimmste befürchtete, war nun sogleich darauf bedacht, durch den Kanal, der den Teich mit dem Flusse verband, in den Fluß zu entkommen. Der zweite weniger listige blieb an seinem Platz, bis daß die beiden Fischer näher herankamen. Als er aber ihre Absicht erkannte, wollte er auch durch den Kanal entrinnen, allein die Fischer hatten ihn verstopft. Da sprach der Fisch bei sich selbst:

— Ich habe mich nachläßig gezeigt und nun sehe ich mich bestraft für meine Nachläßigkeit. Was kann mir nun alle List helfen in solchem

Zustand, da es selten ist, daß eine in großer Eile und nicht gehörig ausgedachte List gelingt? Doch der Kluge verzweifelt nicht, wenn er in Lebensgefahr ist, an dem Nutzen der Einsicht und gibt nicht sogleich alle Hoffnung auf, sondern wendet seine Einsicht an und gibt sich Mühe, daß er der Gefahr entkomme.

Hierauf stellte er sich todt, indem er auf der Oberfläche des Wassers, bald auf den Rücken, bald auf den Bauch sich legend, hinschwamm. Die Fischer nahmen ihn dann und warfen ihn auf das Land zwischen dem Fluß und dem Teich. Bald enthüpfte er in den Fluß und ward gerettet. Der schwache Fisch endlich hörte nicht auf vorwärts und rückwärts sich zu bewegen, bis daß er gefangen ward.

Der Löwe entgegnete nach Anhörung dieses Gleichnisses:

— Ich verstehe was du damit willst; allein ich kann nicht glauben, daß der Stier die Absicht haben soll mich zu betrügen und mir Böses zu bereiten. Wie könnte er auch solches thun, da ich ihm nie etwas Böses zugefügt, sondern ihm stets nur Gutes erwiesen und alle seine Wünsche ihm immer erfüllt habe?

Dimna versetzte hierauf:

— Der Habgierige erweist so lange seine Dienste und seine Ergebenheit, bis daß er sich zu dem ersehnten Rang erhoben, dessen er nicht würdig ist; und wenn er denselben erreicht hat, dann trachtet er nach einem noch höhern. Noch schlimmer machen es die Treulosen und Gottlosen. Denn der Habgierige der Gottlose erweist seine Dienste und treue Ergebenheit dem Fürsten nur so lang, als er sich vor ihm fürchtet. Sobald aber seine Wünsche befriedigt sind und die Furcht verschwunden, zeigt er sich wieder, wie er von Natur aus war. So bleibt der Schwanz des Hundes, der gebunden wird, damit er eine gerade Haltung bekomme, in gleicher Haltung, so lange als er gebunden ist; doch so bald er aufgebunden wird, biegt und krümmt er sich wieder, wie zuvor. Und wisse, o König, daß, wer den Rath wohlmeinender Freunde nicht annimmt, weil er ihn drückt, eben so wenig zu loben ist, als der Kranke, welcher die ihm von dem Arzt vorgeschriebene Arznei verschmäht und nur seinen Gelüsten folgt. Es ist aber eine Pflicht der königlichen Räthe, den König, so viel in ihren Kräften steht, aufzu-

muntern zu dem, was seine Macht zu vermehren und seinen Glanz zu erhöhen geeignet ist; dagegen ihn abzuhalten von dem, was ihm Schaden oder Schande bringen könnte. Der beste Freund und Diener ist aber gewiß der, welcher am wenigsten sich verstellt und aufrichtig sagt was er denkt; die beste Unternehmung die, welche das erfreulichste Ende nimmt; die beste Frau die, welche sich mit ihrem Mann gut verträgt; das beste Lob das, welches aus dem Munde der Rechtschaffensten hervorgeht; der edelste Regent der, welcher sich nicht träger Sorglosigkeit dahingibt; die beste Eigenschaft die Gottesfurcht. Man sagt auch: Wenn ein Mann sich auf Feuer legt und auf Schlangen sich bettet, so ist es billig, daß seine Leute ihm zu Hülfe eilen, und solches ist der Fall, wenn er an seinem Freunde feindselige Absichten auf sein Leben entdeckt. Der schwächste König aber ist gewiß der, welcher träger Gemächlichkeit sich hingibt und der sich wenig bekümmert um die Dinge, die da kommen werden, der es macht wie ein geiler Elephant, welcher sich um gar nichts umsieht, der, wenn ihn Betrübendes trifft, sich wenig daraus macht, und wenn er selber Alles ver-

dirbt, die Schuld davon seinem Unstern beilegt.

Der Löwe entgegnete auf dieses:

— Du hast harte Worte gesprochen; doch von einem in Aufrichtigkeit ergebenen Diener hört man solche an und läßt sie sich gefallen. Allein, wenn Schenzeba auch wirklich solche feindselige Absichten gegen mich hätte, wie du vorgibst, so vermöchte er mir doch nicht zu schaden. Denn wie sollte er dazu fähig seyn, da er nur Kraut frißt, während dem ich Fleisch fresse? so kann nur er mir zur Speise dienen, und ich habe nichts von ihm zu fürchten. Ueberdies wäre es mir gar nicht möglich, Treulosigkeit an dem zu üben, dem ich Sicherheit versprochen und dem ich alle Ehrenbezeugungen erwiesen, und sollte ich mich wirklich zu Anderem bestimmen lassen, so würde ich dadurch nur Dummheit und Schwachheit verrathen und mich als einen Treulosen zu erkennen geben.

— Laß dich nicht trügen, entgegnete Dimne, durch die Worte, die du gesprochen: Nur er kann mir zur Speise dienen, ich habe nichts von ihm zu fürchten; denn siehe, wenn Schenzeba für seine Person allein nichts gegen dich ver-

mag, so kann er dir doch beikommen mit Hülfe Anderer. Und es ist ein bekanntes Wort: Wenn eines Tag's ein Gast sich bei dir einstellt und du seine Eigenschaften nicht kennst, so traue dich ihm nicht an, denn leicht könnte dir da von ihm oder durch seine Veranlassung begegnen, was der Laus durch den Floh begegnet ist.

— Wie war das? fragte der Löwe.

Da begann Dimna also:

Die Laus und der Floh.

— Eine Laus, erzählt man, hatte sich in dem Teppich eines reichen Mannes angesiedelt seit geraumer Zeit. Sie lebte von seinem Blut, das sie ihm aussog, wann er schlief, so daß er es nicht merkte, indem sie bedächtlich und sanft einherschritt. So lebte sie seit einiger Zeit. In einer Nacht einmal aber stellte sich ein Floh als Gast bei ihr ein. Die Laus sagte zu dem Floh:

— Bringe diese Nacht bei uns zu bei gutem Blut und auf einer weichen Decke.

Der Floh nahm diese Einladung an. Wie sich aber der Mann auf seine Decke hingelegt

hatte und eingeschlafen war, hüpfte der Floh auf ihn und stach ihn so, daß er aufwachte und nicht wieder einschlafen konnte. Da erhob er sich von seinem Lager und ließ die Decke untersuchen. Man fand aber nichts als die Laus, die dann ergriffen und zerdrückt wurde; denn der Floh war entflohen.

— Dieses Gleichniß, setzte Dimna hinzu, habe ich dir erzählt, um dir zu zeigen, daß von einem, der nur auf Schlechtes ausgeht, Niemand verschont bleibt, und wenn ein solcher selber zu schwach ist, um schaden zu können, so veranlaßt er Andere dazu. Deshalb wenn du vor Schenzeba keine Furcht hast, so fürchte Andere deines Heers, welche sich auf seine Veranlassung gegen dich verschworen haben.

Diese letzten Worten Dimna's machten Eindruck auf die Seele des Löwen und er sagte zu ihm:

— Was glaubst du, daß nun anzufangen sey und wozu räthst du mir?

Dimna erwiederte:

— Der hohle Zahn bleibt hohl und hört nicht auf zu schmerzen, als bis er herausgerissen wird; und wenn man sich durch eine Speise

den Magen verdorben, so bekommt man nicht eher Ruhe, als bis die Speise heraus ist; und das Mittel gegen einen gefürchteten Feind ist, ihm den Tod zu geben.

Der Löwe versetzte hierauf:

— Du hast mich bestimmt, daß ich Schenzeba nicht länger in meiner Nähe dulden werde; doch vorher will ich ihn kommen lassen und ihm vorhalten, was ich über ihn gehört und dann ihn gehen heißen, wohin er will.

Dieser Vorschlag mißfiel Dimna sehr, denn er wußte wohl, daß, wenn der Löwe mit Schenzeba über diesen Gegenstand spräche und dessen Antworten vernähme, er die Nichtigkeit des von ihm Hinterbrachten erkennen, seinen Trug und seine Lüge durchschauen und seine gehegten Absichten verrathen würde. Deshalb sagte er zu dem Löwen:

— Daß du Schenzeba zu dir willst kommen lassen, halte ich nicht für rathsam und klug. Möge doch der König solches bei sich wohl erwägen! Denn wenn Schenzeba erfährt, daß er verrathen ist, so fürchte ich, daß er mit Gewalt dem Könige zuvorkommen möchte; wenn er dich aber angreift, so thut er das wohlgerü-

stet, und wenn er blos von dir verbannt wird, so wird er in der Verbannung darauf hinarbeiten, dich zu stürzen und dir Schande zu bereiten. Ueberdies halten es einsichtsvolle Könige so, daß sie den, dessen Verbrechen nicht öffentlich bekannt ist, auch nicht öffentlich bestrafen. Jedes Verbrechen hat bei ihnen seine Strafe; ein öffentlich bekanntes Verbrechen wird öffentlich, ein geheimes Verbrechen im Geheimen bestraft.

Der Löwe versetzte:

— Wenn ein König Einen bestraft auf blossen Verdacht hin, ohne daß derselbe seines Verbrechens überwiesen worden, so straft er sich selbst und begeht großes Unrecht an sich selber.

Dimna entgegnete:

— Nun, da der König solche Ansicht hat, so möge der Stier wenigstens dich nicht anders als wohl gerüstet treffen. Hüte dich daher wohl dir Nachläßigkeit oder Sorglosigkeit zu Schulden kommen zu lassen. Ich sage dem Könige voraus, daß er alsbald, wenn der Stier sich ihm nähert, dessen feindliche Absichten erkennen werde. Zu den Zeichen aber, woran du solche gleich bemerken kannst, gehört: daß seine Farbe eine veränderte seyn wird, daß er zittern wird

an all seinen Gliedern, daß er rechts und links sich umsehen und mit seinen Hörnern eine Bewegung machen wird, wie sie der macht, welcher zu stoßen und anzugreifen im Sinn hat.

Der Löwe versetzte:

— Ich werde vor ihm auf der Hut seyn, und wenn ich an ihm ein solches Zeichen bemerke, dann werde ich nicht länger seine Absichten bezweifeln.

Nachdem Dimna auf diese Weise den Löwen gegen den Stier aufgebracht und seine Absicht erreicht hatte, auch wußte, daß der Löwe sich gegen den Stier auf die Hut stellen und demselben gerüstet begegnen werde, so wollte er nun zu dem Stier gehen, um auch diesen gegen den Löwen aufzubringen. Da er aber fürchtete, daß, wenn er heimlich zu dem Stier hingienge, dies der Löwe erfahren und er sich dadurch schaden könnte, so suchte er den Löwen selbst zu bestimmen ihn zu dem Stier hinzuschicken. In dieser Absicht sagte er daher:

— O König! soll ich nicht zu Schenzeba mich begeben, seinen Zustand und seine Sache untersuchen und hören, was er spricht? Vielleicht daß ich so seinem Geheimniß auf die Spur

komme; und dieses würde ich dann dem Könige mittheilen, so wie alles, was ich von demselben erführe.

Der Löwe hieß ihn solches thun.

Dimna begab sich hierauf zu Schenzeba mit verstellter Niedergeschlagenheit und Betrübniß. Sobald ihn der Stier erblickte, hieß er ihn willkommen und sagte:

— Was ist die Ursache deiner Zurückgezogenheit von mir, denn ich habe dich schon seit mehreren Tagen nicht gesehen. Du befindest dich doch wohl?

Dimna erwiederte:

— Wie kann sich doch einer wohl befinden, der nicht sein eigener Herr ist, der von einem Andern abhängig ist, auf den man sich nicht verlassen kann, der stets in Gefahr und Furcht schwebt, so daß keine Stunde vergeht, in welcher er nicht für sein Leben in Furcht ist?

Schenzeba fragte weiter:

— Nun, was ist denn vorgefallen?

Dimna erwiederte:

— Es ereignet sich, was göttliche Fügung ist, und solches muß seyn. Wo kommt aber einer zu Macht und wo erwirbt sich einer Ver=

mögen in der Welt, und wird nicht übermüthig? Wo sieht einer seine Wünsche in Erfüllung gehen, und wird nicht sorglos? Wo folgt einer seinen Leidenschaften, und leidet nicht Schaden? Wo schließt sich einer an Weiber an, und wird nicht berückt? Wo spricht einer einen Geizigen um eine Gabe an, und sieht sich nicht zurückgewiesen? Wo mischt sich einer unter Schlechte, und kommt ohne Schaden davon? Wo hat einer Umgang mit einem Herrscher, und bleibt in dessen Vertrauen und Gunst? Ja, der hat ein wahres Wort gesprochen, der gesagt hat: die Fürsten kennen so wenig Treue gegen ihre Freunde und pflegen ihre Lieblinge, die sie verlieren, so leicht zu vergessen, wie die Buhlerinnen, die, wenn sie einen Liebhaber verlieren, gleich wieder einen andern annehmen.

Schenzeba fuhr fort:

— Was ich da von dir höre, läßt mich glauben, daß du schlimmen Verdacht habest gegen den Löwen und daß dich von ihm etwas in Furcht setze.

— Ich habe Grund, erwiederte Dimna, solchen Verdacht gegen ihn zu haben; allein die Sache betrifft nicht meine eigene Person.

— Wen betrifft sie denn? fragte Schenzeba.

— Du weißt, antwortete Dimna, in welch freundschaftlichem Verhältniß wir stets zu einander standen seit unserer Bekanntschaft, wie mir deine Wohlfahrt immer am Herzen gelegen, und was ich dir für ein Wort und Versprechen gegeben habe zu der Zeit, wo der Löwe mich zu dir hingeschickt; deshalb halte ich es nun für meine Pflicht dich zu schützen und dich aufmerksam zu machen auf die Gefahr, welche dir durch den Löwen droht.

— Was hast du denn erfahren? fragte Schenzeba weiter:

— Ein wahrheitsliebender Freund, erwiederte Dimna, in dessen Worte man keinen Zweifel setzen darf, hat mir mitgetheilt, daß der Löwe zu einigen seiner Höflinge gesagt hat: der Stier wird auffallend fett, und sein Leben ist mir zu gar nichts mehr nütze, drum will ich ihn fressen und meinen Freunden auch ein Stück von seinem Fleisch geben. Nachdem ich solche Worte vernommen und die Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit des Löwen erkannt hatte, eilte ich zu dir, um meine Pflicht gegen dich zu er-

füllen nnd du magst nun auf deine Rettung bedacht seyn.

Nachdem Schenzeba diese Rede Dimna's vernommen, glaubte er, in Erwägung des Wortes und des Versprechens, das ihm Dimna gegeben, so wie in Erwägung des Betragens des Löwen, an Dimna's Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit nicht zweifeln zu dürfen, und hielt es wohl für möglich, daß es dem also sey, wie Dimna ausgesagt. Sehr bestürzt über solche Nachricht erwiederte er hierauf:

— Ich habe doch dem Löwen zu solch treuloser Handlung gegen mich keine Veranlassung gegeben, da ich mich weder eines Verbrechens gegen ihn, noch gegen eines seines Heers, seit meinem Umgang mit ihm, schuldig gemacht habe; deshalb glaube ich nicht anders, als daß der Löwe durch Verläumdung irgend eines Bösewichts gegen mich aufgereizt worden ist. Da der Löwe schon so vielfältig von schlechten Personen seiner Umgebung betrogen worden ist, so kann ich mir wohl sein allgemeines Mistrauen, das er nun auch auf mich überträgt, erklären; denn wer mit Schlechten Umgang gehabt hat, der trägt die schlechte Meinung, die er durch

diese von den Menschen gewonnen, auch auf die Guten über und seine Erfahrungen sind Schuld, daß er sich täuschen läßt, wie jene Ente:

Die Ente, die das Fischfangen aufgab.

— Eine Ente nemlich erblickte einmal bei Nacht in dem Wasser den Schein eines Sternes. Sie hielt denselben für einen Fisch und wollte ihn fangen. Nachdem sie solches mehreremal vergeblich versucht, überzeugte sie sich, daß das was sie sah etwas seyn müsse, das nicht gefangen werden könne und ließ es daher gehen. Wie es Tag wurde, erblickte sie wirklich einen Fisch, hielt diesen dann aber auch für so ein Ding, wie sie verflossene Nacht gesehen, und das sie nicht fangen konnte, und ließ das Fischfangen bleiben.

So, fuhr der Stier fort, hat wohl der Löwe den Lügen, die über mich mögen ausgestreut worden seyn, Gehör und Glauben geschenkt, und was über andere ergieng, wird nun auch über mich ergehen. Daß mich aber Niemand bei ihm verläumdet haben, und daß er mir Böses sollte zufügen wollen ohne irgend einen Grund, das wäre mir ganz unbegreiflich. Denn man pflegt

zu sagen: Es ist unbegreiflich, wie ein Mann die Gunst eines Andern erlangen will, ohne gegen ihn gefällig zu seyn; und noch unbegreiflicher ist es, wenn er seine Gunst erlangen will, und reizt ihn zum Zorn. Ist man in Ungnade gefallen aus einem gewissen Grund, so ist die Gnade allenfalls wieder zu finden und die Verzeihung zu hoffen, ist man dagegen in Ungnade gefallen ohne allen Grund, so ist alle Hoffnung abgeschnitten je wieder zu Gnaden zu kommen, denn jenen Grund kann man durch Darlegung seiner Unschuld zu entkräften hoffen. Mag ich mich auch noch so sehr besinnen, so fällt mir doch nichts bei, wodurch ich mich gegen den Löwen vergangen und wodurch ich eine kleine oder große Schuld auf mich geladen hätte. Freilich, es ist allerdings nicht möglich, wenn zwei Freunde längere Zeit mit einander verbunden sind, sie mögen sich auch noch so sehr in Acht nehmen, daß nicht zwischen ihnen Sachen vorkommen, wodurch der eine dem andern ein größeres oder kleineres Aergerniß gibt. Allein ein einsichtsvoller und treu ergebener Freund wird, wenn sich sein Freund eines Fehlers gegen ihn hat zu Schulden kommen lassen, zu-

erst diesen Fehler untersuchen und sehen, ob er mit Absicht oder blos aus Versehen begangen worden und dann erwägen, ob von der Verzeihung dieses Fehlers Schaden oder Schande für ihn zu fürchten sey; er wird aber seinen Freund nicht bestrafen ob eines Fehlers, der zu verzeihen ist. — Hält der Löwe mich wirklich für eines Verbrechens schuldig, so wüßte ich kein anderes, als daß ich seinen Ansichten manchmal widersprochen habe, indem ich es aufrichtig mit ihm meinte, ohne irgend auf meinen Vortheil oder Nachtheil bedacht gewesen zu seyn. Vielleicht hat mich das in Ungnade bei ihm gebracht, daß ich ihm so manchmal widersprochen habe; allein in diesem Punkt glaube ich mir keine Schuld beimessen zu dürfen, da ich ihm in keiner Sache widersprochen, als wo aus dem Widerspruch das Gute, Nützliche und Rechte hervorgieng. Ueberdies habe ich solches nie öffentlich gethan im Beiseyn der Obern seines Heeres oder vor seinen Dienern, sondern ich bin da immer mit ihm bei Seite gegangen und habe bei Allem, was ich ihm so im Geheimen sagte, nie die schuldige Ehrfurcht gegen ihn ausser Augen gesetzt. Ich weiß aber, daß, wer Schonung ver-

langt von den Freunden, wenn er bei einer gemeinschaftlichen Berathschlagung entgegengesetzte Ansichten ausspricht, ebenso daß, wer in einer Krankheit den Arzt, und in einem Streitfall den Rechtsgelehrten um Schonung bittet, nicht nur Unnützes thut, sondern sogar dadurch seine Sache noch verschlimmert. Hat aber nicht dieses mein Widersprechen, das ich mir manchmal erlaubt habe, meine Ungnade herbeigeführt, so ist daran das unbesonnene und ungestümme Wesen des Königs Schuld, in das er manchmal geräth; denn der Umgang mit Königen ist immer mit Gefahr verbunden, auch wenn man mit ihnen auf dem besten und freundschaftlichsten Fuße steht. Und ist auch dies nicht die Veranlassung meiner Ungnade, so ist wohl die Auszeichnung, die ich mir zu verschaffen wußte, Schuld an meinem Verderben. Ist es aber weder dieses noch jenes, dann muß ich eben glauben, daß es so über mich beschlossen war. Und die göttliche Fügung ist es, welcher man nicht ausweichen kann; sie ist es, welche dem Löwen seine Kraft und Stärke entreißt und ihn ins Grab fördert; sie ist es, welche einen schwachen Menschen den Rücken eines geilen Elephanten besteigen läßt;

sie ist es, welche die Gewalt dem Menschen gibt, daß er einer giftigen Schlange ihr Gift nehmen und mit ihr spielen kann; sie ist es, welche stärkt den am Geist Schwachen und schwächt den am Geist Starken, welche reich macht den Armen, muthig den Furchtsamen und kleinmüthig den Muthigen, wenn Unfälle hereinbrechen.

Dimna versetzte hierauf:

— Die böse Absicht des Löwen auf dich hat ihren Grund weder darin, daß er durch bösartige Verläumder gegen dich aufgebracht worden, noch in seinem unbesonnenen und ungestümmen Wesen, noch in sonst etwas von dem, was du erwähnt hast, sondern einzig und allein in seiner Treulosigkeit und Gottlosigkeit, denn er ist ein Gottloser, Treuloser, Wortbrüchiger; seine Speise ist Süßigkeit, die aber tödtliches Gift in sich enthält.

Schenzeba entgegnete:

— Nun ja! ich habe die Süßigkeit gekostet und an ihr mich erquickt, nun wirkt das Gift, das den Tod bringt. Doch ich trage selbst Schuld an meinem Unglück; denn hätte ich mich nicht vom Ehrgeiz versuchen lassen, so hätte ich mich nicht dem Löwen genähert, der ein Fleischfresser

ist, während dem ich mich nur von Kräutern nähre. Ich sehe mich so rettungslos verloren, wie die Biene, welche sich in den Kelch einer Seerose setzt und in ihrem Genusse so lange schwelgt, bis, wenn bei hereinbrechender Nacht die Blume sich schließt, sie sich eingeschlossen sieht und sie ihren Tod findet. Ja! wer sich nicht mit dem begnügt, was für ihn hinreichend ist, und sein Auge gierig auf noch Anderes richtet, ohne an die schlimmen Folgen davon zu denken, der gleicht der Fliege, welche sich nicht begnügt mit dem Saft, den sie aus den Bäumen und Blumen ziehen kann, sondern auch noch nach dem Schweiß des Elephanten verlangt, der demselben vom Ohre herabfließt, wo dann der Elephant durch einen Schlag mit seinen Ohren ihrem Leben ein Ende macht. Und wer seine Liebe und Freundschaft solchen schenkt, die ihm nicht Dank wissen, der gleichet dem, welcher Samen ausstreut auf salzigem Boden. Und wer einem Selbstgefälligen einen Rath gibt, der spricht zu einem Todten oder Tauben.

— Laß solche Reden, versetzte Dimna, und denke an die Rettung deines Lebens.

Schenzeba entgegnete:

— Wodurch könnte ich mein Leben retten, da der Löwe mich zu verzehren gedenkt? Es hilft mir gar nichts, daß du mir seine Absicht mitgetheilt und mich von seiner Bösartigkeit unterrichtet hast; denn ich weiß, daß, wenn auch der Löwe mir nur gut wollte, seine arglistigen und gottlosen Genossen meinen Untergang wollen, um dadurch für sich mehr Macht zu erlangen. Wenn sich aber Arglistige und Gottlose gegen einen Unschuldigen und Rechtschaffenen verbinden, so sind sie im Stande, diesen zu verderben, wenn sie auch gleich nur schwach sind, während dieser stark ist. So haben ein Wolf, ein Rabe und ein Schakal ein Kameel ums Leben gebracht dadurch daß sie sich gegen dasselbe in ihrer Arglist und Treulosigkeit verbanden.

— Wie war das? fragte Dimna.

Da begann Schenzeba folgendermaßen:

Der Löwe und das Kameel.

— Ein Löwe erzählt man, hauste in einem Walde, welcher in der Nähe einer besuchten Straße war. Er hatte drei Genossen bei sich, einen Wolf, einen Raben und einen Schakal.

Einmal passirten diese Straße Hirten, welche Kameele mit sich führten. Eines derselben blieb zurück und kam dann in den Wald, wo es den Löwen traf. Der Löwe fragte das Kameel:

— Woher kommst du?

— Ich komme, antwortete dieses, von da und dort her.

— Was ist dein Verlangen? fragte der Löwe weiter.

— Zu thun, was mir der König befehlen wird, war die Antwort des Kameels.

Da sagte der Löwe:

— Bleibe bei uns, es wird dir hier an nichts gebrechen, du findest hier Sicherheit und gutes Land!

Das Kameel nahm den Antrag des Löwen an, und beide lebten lange Zeit in gutem Befinden bei einander. Eines Tages gieng der Löwe auf die Jagd aus und stieß da auf einen gewaltigen Elephanten. Sie geriethen in heftigen Kampf, aus welchem der Löwe nur mit schweren Wunden bedeckt und von Blute triefend entkam, denn der Elephant hatte ihn tüchtig mit seinen Zähnen gehauen. Wie er dann nach seinem Aufenthaltsort zurückkam, fiel er um, vermochte

sich nicht mehr zu rühren und sah sich außer Stand gesetzt wieder auf die Jagd zu gehen. Der Wolf, der Rabe und der Schakal warteten nun mehrere Tage vergebens auf Speise, denn ihre Speise war das, was der Löwe ihnen übrig ließ, und wurden daher sehr hungrig und mager. Der Löwe bemerkte solches und sprach zu ihnen:

— Ihr seyd in Noth, weil ihr nichts zu essen habt!

— Unsertwegen, erwiederten sie, kümmern wir uns nicht, sondern blos, daß wir den König in solchem Zustand sehen müssen. Fänden wir doch etwas, womit wir ihn speisen und ihm helfen könnten!

Der Löwe entgegnete:

— Ich zweifle nicht an eurer treuen Ergebenheit; aber gehet doch aus, vielleicht könnet ihr etwas erjagen, was euch und mir zur Nahrung dienet.

Da verließen der Wolf, der Rabe und der Schakal den Löwen und machten sich auf den Weg. Sie berathschlagten sich aber unter einander und sprachen:

— Was haben wir mit diesem Krautfresser, dem Kameel, zu schaffen? Sein Thun ist nicht

unser Thun, und seine Ansicht nicht die unsrige. Wollen wir nicht dem Löwen zusprechen, daß er es fresse und auch uns von seinem Fleische zu essen gebe?

Der Schakal entgegnete:

— Solchen Vorschlag können wir dem Löwen nicht machen, denn er hat dem Kameele Sicherheit zugesagt und dasselbe in seinen Schutz aufgenommen.

Der Rabe aber versetzte:

— Ich will Alles auf mich nehmen.

Darauf machte er sich auf den Weg zu dem Löwen.

Der Löwe fragte ihn alsbald:

— Hast du etwas erjagt?

Der Rabe erwiederte:

— Es kann nur etwas erjagen wer laufen und sehen kann; wir aber können weder laufen noch sehen, weil wir an Hunger leiden. Allein, wir sind auf einen guten Einfall gekommen, den wir ausführen werden, wenn der König uns beistimmt; denn seinem Willen gehorchen wir.

— Laß hören, sagte der Löwe.

Der Rabe erwiederte:

— Das Kameel, der Krautfresser, das sich

da so zwischen uns hereingeschlichen hat, das uns keinen Nutzen bringt und nichts zu thun weiß, was Vortheil verschaffte — —

Als der Löwe diese Worte hörte, entrüstete er sich und sagte:

— Welch gottloser Vorschlag und welch erbärmlicher Gedanke und welche Treulosigkeit und Unbarmherzigkeit! Wie konntest du so frech seyn gegen mich, mir solches zu sagen und dich mir nähern mit einem solchen Vorschlag, da du doch weißt, daß ich dem Kameel Sicherheit zugesagt und ihm meinen Schutz versprochen habe; oder hast du noch nicht gehört, daß es kein gutes Werk gebe von größerem Werth als das ist: einer geängstigten Seele Sicherheit zu verleihen und sie vom gewaltsamen Tode zu retten. Ich habe dem Kameel Sicherheit zugesagt und ich werde mein Wort nicht brechen.

Der Rabe entgegnete:

— Ich erkenne das an, was der König gesprochen; allein es giebt Fälle, wo ein Einzelner für eine Familie, eine Familie für einen Stamm, ein Stamm für eine große Stadt, eine große Stadt für den König aufgeopfert werden muß. Ein solcher Fall ist nun eingetreten, da der Kö-

nig sich in höchster Noth befindet. Er selbst soll aber das seinem Schutzbefohlenen gegebene Wort nicht brechen dürfen und in dieser Sache nichts zu thun haben, sondern wir wollen auf eine List bedacht seyn, daß uns und ihm geholfen werde.

Der Löwe gab auf diesen Antrag des Raben keine Erwiederung. Dieser gieng sodann, nachdem er bemerkt, wie der Löwe durch seine letzten Worte beruhigt worden, zu seinen Freunden, dem Wolfe und dem Schakal und sagte zu ihnen:

— Ich habe nun mit dem Löwen über die Schlachtung des Kameels gesprochen, und wir haben die Sache also anzugreifen: Wir begeben uns insgesammt mit dem Kameel zu dem Löwen und geben ihm unsere Betrübniß über das Unglück, das ihn getroffen und über seine jetzige schlimme Lage, sowie das Verlangen zu erkennen, ihm Hülfe zu schaffen. Jedes von uns bietet dann dem Löwen sein Leben als Opfer dar, und das Anerbieten eines jeglichen von uns dreien müssen die andern zurückweisen und als unnütz oder schädlich darzustellen suchen. Wenn wir es so machen, werden wir uns alle gerettet sehen, und der Löwe wird uns sein Wohlgefallen bezeugen.

Sie begaben sich hierauf insgesammt zu dem Löwen. Der Rabe nahm zuerst das Wort und sagte:

— Du bedarfst, o König, einer stärkenden Speise, und uns gebührt es, für dich unser Leben hinzugeben; denn wir leben nur durch dich, und wenn du dahingiengest, so wäre auch unsers Bleibens ein Ende und wir dürften nichts Gutes mehr erwarten; darum möge mich der König verzehren, denn gerne gebe ich für ihn mein Leben hin.

Da entgegneten der Wolf und der Schakal:

— Sey doch davon still, denn dich zu fressen würde dem Könige nichts helfen, und er würde an dir nicht satt werden.

Der Schakal sagte dann:

— Aber an mir könnte der König sich satt essen, drum verzehre er mich, denn gerne und mit Freuden gebe ich für ihn mein Leben hin.

Da widersprachen der Wolf und der Rabe, indem sie sagten:

— Du hast ein übelriechendes und unreines Fleisch.

— Aber ich, setzte der Wolf hinzu, habe kein solches, drum möge mich der König verzehren;

denn mit Vergnügen und gerne gebe ich für ihn mein Leben hin.

Allein diesmal widersetzten sich der Rabe und der Schakal, indem sie sagten:

— Die Aerzte sagen: wer sich um sein Leben bringen will, der esse Wolfsfleisch.

Endlich trat das Kameel hervor der Meinung, daß, wenn nun es sich dem Löwen zur Speise anbieten würde, die übrigen Thiere auch etwas dagegen zu seiner Rettung würden einzuwenden wissen, daß der Löwe dann damit zufrieden seyn und es so dem Untergang entgehen würde, und sagte:

— Aber an mir könnte sich der König voll satt essen, und mein Fleisch ist gut und leicht und rein, drum möge mich der König verzehren und mit meinem Fleisch auch seine Freunde und Diener speisen, denn gerne und mit Freuden und Vergnügen gebe ich für ihn mein Leben hin.

Da versetzten der Wolf, der Rabe und der Schakal:

— Wahrhaftig! das Kameel hat Recht, und hat edelmüthig und der Wahrheit gemäß gesprochen.

Dann stürzten sie auf dasselbe los und zerrissen es.

— Dieses Gleichniß, setzte der Stier hinzu, habe ich dir erzählt, um dir zu zeigen, daß, wenn sich die Genossen des Löwen verbunden haben zu meinem Untergang, ich durchaus nicht im Stande bin, ihnen zu entgehen und mich zu hüten; und wenn selbst der Löwe wirklich anders gesinnt wäre gegen mich als jene es sind, so würde mir auch das nichts nützen und mir zu nichts helfen. Man sagt: der beste Herrscher ist der, welcher Gerechtigkeit übt an seinen Unterthanen. Wäre aber auch der Löwe nur gut und gnädig gegen mich gesinnt gewesen, so hätten ihn doch die vielen Worte meiner Verläumder anders stimmen müßen, denn wo die Verläumdung groß ist, da müßen bald die Gesinnungen der Güte und Gnade weichen. Oder siehst du nicht, daß das Wasser, welches doch dem Worte des Menschen nicht zu vergleichen ist, den Stein, welcher doch härter ist als der Mensch, wenn es unaufhörlich auf denselben herabfällt, aushöhlt und in ihn eindringt? So dringen die Worte in den Menschen ein.

Dimna entgegnete:

— Und was hast du nun im Sinn zu thun?

Schenzeba erwiederte:

— Ich weiß nichts anderes zu thun, als mich auf den heftigsten Kampf zu rüsten, denn weder der Preis, welcher dem Gebet, noch d.r welcher dem Allmosen, noch der welcher der Frömmigkeit ertheilt wird, ist so hoch wie der Preis, welchen der Kampf für das eigene Leben erwarten darf, wenn derselbe ein gerechter ist.

Dimna entgegnete hierauf:

— Es soll Niemand sein Leben in Gefahr setzen, wenn es nicht durchaus nothwendig ist. Der Einsichtsvolle versucht vielmehr, bevor er sich gewaltsam in den Kampf stürzt, alle gütlichen Mittel, um denselben zu vermeiden. Und man sagt: Man soll nicht gering achten einen schwachen und leichten Feind, geschweige denn einen solchen, der verschlagen ist, und dem viele Helfer zu Gebot stehen. Wie magst du daher dich messen mit dem Löwen, der so kühn und stark ist? Wer aber seinen Feind ob seiner Schwäche gering schätzt, dem wird begegnen, was dem Herrn des Meeres durch den Eisvogel begegnet ist.

— Wie war das? fragte Schenzeba.

Da erzählte Dimna folgendermaßen:

Der Eisvogel und der Meeresgott.

— Ein Eisvogel hatte sein Nest am Gestade des Meeres. Als die Brützeit kam, sagte sein Weibchen, das er bei sich hatte, zu ihm:

— Wenn wir uns nicht für die Brutzeit einen sichern Ort aussuchen, so fürchte ich, daß der Herr des Meeres, wenn er das Meer anschwellen macht, uns unsere Jungen entreiße.

Das Männchen erwiederte:

— Brüte du nur immerfort hier, denn wir können keinen so angenehmen Ort mehr finden, wo wir blühenden Gesträuchen und dem Wasser so nahe wären!

Das Weibchen entgegnete:

— Du Unbesonnener, möge dein Eigensinn keine schlimmen Folgen haben! Ich fürchte eben, daß hier der Herr des Meeres uns unsere Jungen entreißen möchte.

— Brüte du nur ruhig hier, versetzte das Männchen, er wird solches nicht thun!

— Wie willst du doch, fuhr das Weibchen fort, ihm dich entgegensetzen, oder ihm drohen! Kennst du denn dich selber und deine geringe Macht nicht?

Nachdem das Weibchen nun noch mehreremal vergebens ihre Bitte wiederholt, sagte sie zu dem Männchen:

— Wer nicht hört auf die Stimme des Ermahners, dem wird es ergehen, wie es der Schildkröte ergangen ist, als sie nicht hörte auf die Stimme der beiden Enten.

— Wie war das? fragte das Männchen.

Da erzählte das Weibchen also:

Die Schildkröte und die zwei Enten.

— Es war ein Teich und daneben eine grüne Wiese. Auf derselben waren zwei Enten, und in dem Teich eine Schildkröte, welche mit einander in Liebe und Freundschaft verbunden waren. Es traf sich nun, daß das Wasser des Teiches austrocknete. Da giengen die Enten zu der Schildkröte, um von ihr Abschied zu nehmen und ihr ein Lebewohl zu sagen, indem sie sagten:

— Wir müssen diesen Platz verlassen, weil kein Wasser mehr da ist.

Die Schildkröte entgegnete:

— Das Verschwinden des Wassers trifft meines gleichen noch viel empfindlicher, da ich,

wie ein Schiff, immer im Wasser seyn muß, um leben zu können, während dem ihr euer Leben fristen könnt, wo ihr auch seyd. Drum nehmet mich mit euch!

Die Enten erwiederten:

— Nun gut!

— Aber wie könnt ihr mich weiterschaffen? fragte die Schildkröte.

Die Enten versetzten:

— Wir nehmen einen Stock an seinen beiden Enden, du hängst dich an die Mitte desselben an, und so fliegen wir mit dir durch die Luft. Aber hüte dich ja, wenn du die Leute unter uns sprechen hörst, ihnen Antwort zu geben!

Darauf nahmen sie die Schildkröte und flogen mit ihr durch die Luft. Die Leute aber, welche das sahen, riefen:

— Welch Wunder! eine Schildkröte in der Mitte von zwei Enten, welche sie tragen!

Da sagte die Schildkröte, als sie solches hörte:

— Gott möge euch verblenden, ihr Menschen! Allein alsbald, nachdem sie ihren Mund zum Sprechen geöffnet, fiel sie auf die Erde herab und gab ihr Leben auf.

Das Männchen entgegnete hierauf:

— Ich habe deine Rede vernommen, aber sey ohne Furcht wegen des Herrn des Meeres.

Allein, als das Meer anschwoll, entriß derselbe die jungen Eisvögel.

Da sagte das Weibchen:

— Ich habe es ja gleich von vorne herein gesagt, daß es so kommen werde.

Das Männchen aber entgegnete:

— Ich werde mich zu rächen wissen an dem Herrn des Meeres.

Darauf gieng er zu einer Truppe von Vögeln und sprach zu ihnen:

— Ihr seyd meine Verwandte und Freunde, so stehet mir nun bei!

Diese fragten:

— Was willst du, daß wir thun sollen?

Der Seevogel erwiederte:

— Gehet mit mir insgesammt zu den übrigen Vögeln, daß wir ihnen klagen was von dem Herrn des Meeres geschehen ist, und wir wollen zu ihnen sagen: ihr seyd Vögel wie wir, drum stehet uns bei.

Jene Truppe von Vögeln entgegnete:

— Siehe! der Greif ist unser Beherrscher

und König, darum gehe mit uns zu demselben, daß wir ihn um seine Hülfe anrufen, ihm klagen was dir von dem Herrn des Meeres begegnet und ihn bitten, Rache an demselben uns zu verschaffen durch die Macht seines ganzen Reiches.

Hierauf begaben sie sich zu dem Greif mit dem Eisvogel und ließen ihren Hülferuf ertönen. Der Greif zeigte sich ihnen alsbald, wo sie ihm dann ihre Geschichte erzählten und ihn ersuchten, mit ihnen zum Kampf gegen den Herrn des Meeres auszuziehen, was derselbige ihnen gleich zusagte. Wie aber der Herr des Meeres erfuhr, daß der Greif mit dem gesammten Reich der Vögel ihn bekriegen wolle, da wagte er es nicht sich in Kampf einzulassen mit einem ihm überlegenen König, gab dem Eisvogel seine Jungen zurück und schloß mit ihm Frieden, worauf der Greif sich zurückzog.

— Diese Erzählung, fügte Dimna hinzu, habe ich dir mitgetheilt, um dir zu zeigen, daß es für dich nicht rathsam seyn möchte, dich mit dem Löwen in Kampf einzulassen.

Schenzeba entgegnete:

— So will ich denn den Löwen nicht angrei-

fen, ihm weder mit versteckter noch mit offener Feindseligkeit entgegenkommen und überhaupt gar keine Veränderung ihn an mir merken lassen, bis daß er erst verräth was ich befürchte, und dann erst will ich mich gegen ihn wehren.

Dieser Gedanke gefiel Dimna nicht, denn er wußte, daß, wenn der Löwe nicht die Zeichen der Feindseligkeit, von denen er ihm gesagt, an dem Stier bemerkte, er dann gegen ihn selber schlimmen Verdacht schöpfen würde. Deshalb sagte er zu Schenzeba:

— Gehe nur zu dem Löwen hin, und du wirst gleich bemerken, wenn du ihn nur ansiehst, was er gegen dich im Schilde führt.

— An was soll ich das bemerken? fragte Schenzeba.

— Du wirst es, erwiederte Dimna, daran merken, wenn er auf seinem Schweif sitzt, wenn er sich in die Brust gegen dich wirft, wenn er dich starr ansieht, seine Ohren zusammenzieht, seinen Rachen öffnet und auf den Sprung lauert.

Schenzeba entgegnete:

— Wenn ich solche Zeichen an dem Löwen bemerke, dann werde ich erkennen, daß du die Wahrheit gesprochen.

Nachdem Dimna so den Löwen gegen den Stier und den Stier gegen den Löwen aufgereizt hatte, begab er sich zu Calila. Dieser fragte ihn alsbald:

— Nun, wie weit ist dein Werk gediehen, das du unternommen?

Dimna erwiederte:

— Es ist nahe an seiner Vollendung, so wie ich und du es wünschen.

Hierauf begaben sich Calila und Dimna mit einander an den Hof, um dem Kampf des Löwen und des Stiers beizuwohnen, und um zu sehen, was für ein Ende die Sache nehmen würde. Schenzeba kam an, näherte sich dem Löwen und sah ihn auf dem Schweife sitzen, wie es ihm Dimna beschrieben hatte. Da sprach er bei sich:

— Mit einem Herrscher Umgang haben ist ebenso gefährlich, wie eine Schlange in dem Busen tragen, von der man nicht weiß, wenn sie einen verwundet.

Als der Löwe sodann den Stier erblickte, erblickte auch er die Zeichen an demselben, auf welche Dimna ihn aufmerksam gemacht hatte, und er zweifelte nun nicht länger, daß der Stier

in feindlicher Absicht zu ihm gekommen. Er sprang deshalb auf denselben los, und der Kampf begann. Sie kämpften heftig und lange und ihr Blut floß. Endlich überwand der Löwe den Stier.

Da sagte Calila zu Dimna:

— Der König besteht nur durch seine Diener, wie das Meer durch seine Wellen. Ich aber hätte bei meinen Ermahnungen und Zurechtweisungen, die ich dir gegeben, bedenken sollen, was jener Mann zu dem Vogel gesagt hat: Suche nicht zu verbessern, was sich nicht verbessern läßt und bemühe dich nicht, den zu belehren, der sich nicht will belehren lassen.

— Wie war das? fragte Dimna.

Da erzählte Calila also:

Die Affen und der Vogel.

Ein Haufe von Affen wohnte auf einem Berge. In einer kalten, stürmischen und regnerischen Nacht hätten sie gern Feuer gehabt, um sich wärmen zu können, konnten aber keines bekommen. Endlich erblickten sie einen Glühwurm, der einem Feuerfunken glich, hielten

denselben wirklich für Feuer, schleppten dann viel Holz herbei, welches sie auf den vermeintlichen Funken legten, und bliesen aus vollen Kräften, um ein Feuer zu Stand zu bringen, an dem sie sich wärmen könnten. In der Nähe von ihnen saß aber ein Vogel auf einem Baum, welchen sie im Gesicht hatten, wie auch er sie. Als derselbe sah, was die Affen thaten, redete er sie an und sagte zu ihnen:

— Mühet euch nicht so ab, denn was ihr da gesehen habt, war kein Feuerfunke!

Vergeblich wiederholte er öfters diese Worte. Endlich sah er sich bewogen, sich selbst den Affen zu nähern, um sie von ihrem nutzlosen Bemühen abzuhalten. Da kam ein Mann an ihm vorüber, der sobald er seine Absicht erkannte, zu ihm sagte:

— Suche nicht zu verbessern was sich nicht verbessern läßt, denn an einem harten Stein, der sich nicht durchhauen läßt, darf sich kein Schwerdt versuchen, und aus einem Holze, das sich nicht biegen läßt, wird man nie einen Bogen machen können.

Der Vogel hörte aber nicht auf die Stimme des Mannes, sondern trat den Affen nahe, um

sie zu belehren, daß der Glühwurm kein Feuerfunke sey. Da packte ihn ein Affe und schlug ihn auf die Erde, daß er starb.

— So wird es am Ende, setzte Calila hinzu, mir mit dir ergehen, denn du bist nun ganz in Trug und Schlechtigkeit versunken. Aber der Betrüger nimmt immer ein schlechtes Ende. Hiefür weiß ich ein Gleichniß.

— Wie ist das? fragte Dimna.

Da erzählte Calila also:

Der Betrüger und der ehrliche Mann.

— Ein verschlagener Betrüger und ein ehrlicher Mann giengen mit einander in Handelsgeschäften auf eine Reise. Unterwegs fand der Ehrliche, als er einmal bei Seite gieng, einen Beutel mit tausend Denaren und hob ihn auf. Der Betrüger aber bemerkte das. Sie begaben sich dann nach ihrer Vaterstadt zurück. Als sie in der Nähe derselben angelangt waren, setzten sie sich hin, um das Geld zu theilen, indem der gute Ehrliche sagte:

— Nimm du die eine Hälfte und laß mir die andere!

Der Betrüger hätte aber durchaus gerne die

ganzen tausend Denare gehabt. Deshalb sagte er zu seinem Reisegefährten:

— Laß uns das Geld nicht theilen, sondern es soll unser gemeinschaftlicher Besitz bleiben! So werden sich die Bande der Freundschaft noch fester unter uns schließen. Jetzt wollen wir nur, was wir gerade brauchen, von dem Geld nehmen, das übrige aber an dem Stamm dieses Baums vergraben, denn das ist ein sicherer Ort. Wenn wir dann wieder Geld nöthig haben, dann gehen wir mit einander zu dem Baum hin und holen uns so viel als wir brauchen.

Da nahmen sie etwas Weniges von dem Geld, vergruben das übrige an dem Stamme eines großen Baums, und giengen dann mit einander in die Stadt. Nicht lange nachher gieng der Betrüger heimlich zu dem Baume, grub die Denare aus, nahm sie und ebnete den Boden wieder so, wie er vorher war. Nach einigen Monaten kam dann der ehrliche Mann zu dem Betrüger und sagte zu ihm:

— Ich habe einiges Geld nöthig, drum komm mit mir, daß wir holen so viel wir brauchen.

Der Betrüger begab sich alsbald mit ihm nach dem Orte hin. Sie gruben nach, fanden

aber nichts. Da stürzte der Betrüger auf den ehrlichen Mann los, schlug ihn ins Gesicht und sagte:

— Betrüge einen Freund nicht so, du hast heimlich die Denare weggenommen!

Der Ehrliche schwur, daß er das nicht gethan habe, und sprach Verwünschungen gegen den aus, der das Geld genommen. Allein der Betrüger schlug immer heftiger auf ihn los, indem er immer wiederholte:

— Niemand hat es sonst genommen als du; und weiß denn sonst Jemand etwas davon außer dir?

Sie kamen vor den Richter, und theilten demselben ihr Anliegen mit. Der Betrüger behauptete fest, daß sein Freund das Geld weggenommen habe, dieser aber läugnete es standhaft. Darauf fragte er den Betrüger:

— Hast du für deine Behauptung einen Zeugen?

Dieser antwortete mit Ja, indem er hinzusetzte:

— Der Baum, unter dem die Denare vergraben waren, wird mir bezeugen, daß sie mein schlechter Freund genommen hat.

Darauf gieng der Betrüger zu seinem Vater und verlangte von demselben, daß er hingehen, sich in dem Baum verstecken und auf die Frage, wer das Geld weggenommen habe, den ehrlichen Mann angeben solle. Der Vater des Betrügers gieng hin und versteckte sich in der Höhlung des Baums. Bald hierauf begab sich der Richter, der die Sache für bedeutend nahm, von seinen Leuten sowie auch von dem Betrüger und dem ehrlichen Mann begleitet, zu dem Baum, und erhielt wirklich auf die an denselben gerichtete Frage, wer das Geld entwendet habe, durch den darin versteckten alten Mann die Antwort: Der ehrliche Mann hat es genommen. Die Verwunderung des Richters stieg auf das Höchste, als er diese Stimme vernahm; er ließ dann Holz herbeischaffen und ein Feuer anlegen rings um den Baum herum, um denselben zu verbrennen. Da schrie der Vater des Betrügers um Hülfe. Man zog ihn halb todt aus dem Baume heraus. Nachdem der Richter sich dann den ganzen Hergang der Sache hatte berichten lassen, verhängte er: daß der Betrüger gehauen, und sein Vater beorfeigt und auf einem Esel reitend durch die Stadt geführt werden sollte. Dazu mußte der

Betrüger dem ehrlichen Mann alle Denare zurück erstatten.

— Dieses Gleichniß, setzte Calila hinzu, habe ich dir erzählt, um dir zu zeigen, daß, wer Trug und Falschheit übt, sich selbst am meisten betrügt. Du aber, o Dimna, vereinigst Trug und Falsch- und Gottlosigkeit. Ich fürchte daß die Frucht deiner Werke nicht ausbleiben wird, und daß du der Strafe nicht entgehen wirst dafür, daß du zweierlei Farben und zweierlei Zungen angenommen. Das Flußwasser verliert seine Süßigkeit, sobald es sich mit dem Meerwasser vermengt; Glück und Friede weichen aus einer Familie, sobald sich ein Schlechter zu ihr gesellt. Dich kann man mit nichts besser vergleichen als mit einer Schlange, welche zwei giftige Zungen hat. Denn von deiner Zunge kommt Giftartiges, und ich werde nicht aufhören das Gift deiner Zunge zu fürchten. Wer seine Brüder und Freunde ins Verderben stürzt, der gleicht der Schlange, die ein Mann groß zieht, ernährt, streichelt und ehrt, und die ihn für alles dies mit einem tödtlichen Biß verwundet. Und man sagt: Schließe dich den Klugen und Rechtschaffenen an und suche ihre nähere Bekanntschaft, und hüte dich

von ihnen dich zu trennen. Mit einem Klugen, der aber nicht rechtschaffen denkt, kannst du dich verbinden, denn, wenn du dich nur vor seiner Schlechtigkeit hütest, kann dir seine Klugheit nützen. Ebenso kannst du dich anschließen an einen Rechtschaffenen, dem es an Klugheit gebricht, denn sein rechtschaffener Sinn kann dir nützen, so wie ihm deine Klugheit. Zu meiden und zu fliehen aber ist der Schlechte und der Thor. Und so werde ich dich meiden müssen; denn wie könnten deine Freunde sich von dir noch Edelmuth und Liebe versprechen nach dem, was du an dem König gethan hast, der dich so geehrt und erhoben hat? Auf dich paßt das Gleichniß von dem Kaufmann, welcher gesagt hat: In einem Land, wo die Mäuse hundert Pfund Eisen auffressen können, wird Niemand bezweifeln dürfen, daß Falken mit Elephanten davon fliegen können.

— Wie war das? fragte Dimna.

Da erzählte Calila also:

Der Kaufmann und sein schlechter Freund.

— Es lebte einmal ein Kaufmann in dem und dem Lande. Als er auf Reisen gehen woll-

te, um sich Erwerb zu suchen, legte er hundert Pfund Eisen, das er hatte, bei einem seiner Freunde nieder, und trat dann seine Reise an. Nach Verfluß von einiger Zeit kehrte er heim, und verlangte von seinem Freund das Eisen zurück. Dieser aber entgegnete ihm:

— Die Mäuse haben es gefressen.

Der Kaufmann versetzte:

— Ja, ich habe auch schon gehört, daß die Zähne der Mäuse vorzüglich geeignet sind das Eisen zu zernagen!

Da freute sich der Mann, daß sein Freund seiner Aussage gleich Glauben geschenkt. Der Kaufmann verließ dann seinen Freund. Als ihm aber der Sohn seines Freundes begegnete, nahm er ihn mit sich nach seiner Wohnung. Den andern Morgen kam dieser zu ihm und fragte ihn:

— Weißt du nichts von meinem Sohn, denn ich vermisse ihn?

Der Kaufmann erwiederte:

— Wie ich gestern von dir weggieng, erblickte ich einen Falken, der einen Knaben geraubt; vielleicht war der dein Sohn

Sein Freund schlug sich auf diese Worte hin vor den Kopf und sagte:

— Hat auch schon Jemand gehört oder gesehen, daß Falken Kinder rauben?

Der Kaufmann erwiederte:

— Ja wohl! und in einem Lande, wo Mäuse hundert Pfund Eisen fressen, dürfte man sich nicht wundern, wenn Falken Elephanten raubten!

Da entgegnete der Mann:

— Ich habe dein Eisen mir zu Nutzen gemacht, hier hast du das Geld dafür, aber gib mir nun auch meinen Sohn wieder!

— Dieses Gleichniß, setzte Kalila hinzu, habe ich dir erzählt, um dir zu zeigen, daß wer seinen Freund als einen Betrüger an Andern kennen gelernt hat, demselben nichts Gutes mehr zutraut. Nichts ist aber verkehrter als: seine Liebe schenken einem solchen, der keine Treue kennt, ein Geschenk geben einem Undankbaren, Bildung geben wollen einem solchen, der sich nicht bilden läßt; ein Geheimniß anvertrauen einem solchen, der es nicht zu bewahren weiß. Der Umgang mit Guten bringt Gutes mit sich, der Umgang mit Schlechten Schlechtes, gleich wie der Wind guten Geruch bringt, wenn er von wohlduftenden, dagegen schlechten, wenn er von übelriechenden Dingen herkommt.

Indeß, ich mache der Worte zu viel und falle dir dadurch nur lästig.

Hier machte Calila seiner Rede ein Ende. Dem Löwen aber kamen bald nachher, nachdem er den Stier getödtet und sein Zorn sich gelegt hatte, andere Gedanken und er sagte:

— Es thut mir Leid um Schenzeba, denn er war klug, einsichtsvoll und von edler Gesinnung; vielleicht war er unschuldig und nur durch Andere verläumdet.

So betrübte er sich und fühlte Reue über seine That. Als Dimna diese Niedergeschlagenheit des Löwen bemerkte, verließ er Calila und wandte sich an den Löwen mit den Worten:

— Ich wünsche dir Glück über deinen Sieg, den du durch Gottes Hülfe über deine Feinde davongetragen. Warum bist du aber so betrübt, o König?

Der Löwe erwiederte:

— Ich bin betrübt ob Schenzeba, der mir theuer war wegen seiner Klugheit, Einsicht und Bildung.

Dimna entgegnete:

— Laß es dir um ihn nicht Leid seyn, o König; denn der Kluge fühlt kein Mitleid für

seinen Feind. Oft kommt es aber vor, daß ein umsichtiger Mann zuerst eine Person nicht leiden kann, dann aber sich derselben nähert, wenn er sich überzeugt hat, daß sie ihm von Nutzen seyn kann, gleichwie oft ein Kranker eine bittere Arznei zuerst zurückweist, dieselbe dann aber doch nimmt, weil er hofft, daß sie ihm nützen werde. Ebenso liebt und schätzt man oft zuerst eine Person, dann aber entfernt man dieselbe oder schafft sie aus dem Leben, wenn man sich von ihren feindseligen Gesinnungen hat überzeugen müssen. So läßt sich der, den eine Schlange in Finger gebissen hat, den Finger abnehmen, weil er befürchtet, daß sonst das Gift den ganzen Körper vergiften möchte.

Durch diese Worte Dimna's beruhigte sich der Löwe. Später aber wurde ihm desselben Lügenhaftigkeit, Treulosigkeit und Gottlosigkeit verrathen, und er ließ ihn dann auf schreckliche Weise umbringen.

Zweites Buch.

Untersuchung der Sache Dimna's.

Der König Dabschalim sagte zu dem Philosophen Bidpai:

— Du hast mir nun zwar ein Beispiel gegeben, wie ein falscher Ankläger, der in List und Trug gewandt ist, durch seine falsche Anklage ein festes Liebes-Verhältniß aufzulösen im Stande ist; jetzt erzähle mir nun aber auch, wenn du es weißt, was aus Dimna geworden und was ihm nach dem Tode des Schenzeba begegnet ist, was für Entschuldigungen er vor dem Löwen und dessen Gefolge vorgebracht, als dieser rücksichtlich des Stiers wieder zu einer andern Ueberzeugung gekommen war, und er nun den Dimna falscher Anklägerei bezüchtigte, und was er zu seiner Vertheidigung vor Gericht vorgetragen!

Der Philosoph begann hierauf also:

— Ueber die Geschichte Dimna's habe ich folgendes erfahren: Nachdem der Löwe den Schenzeba um's Leben gebracht, reute ihn alsbald diese seine Mordthat, es kamen ihm wieder die Gedanken an die alte Freundschaft und die treue Dienstergebenheit des Stiers, und daß dieser unter allen seinen Dienern der war, den er am meisten hochschäzte, der bei ihm am meisten galt, der ihm am nächsten stand und daß er mit demselben am gernsten Rath pflegte.

Zu den angesehensten Dienern des Löwen aber gehörte der Panther. Dieser stellte sich nun gerade diesen Abend bei dem Löwen ein. Erst um Mitternacht verließ er wieder den Löwen. Der Weg nach seiner Wohnung führte ihn an der Wohnung von Calila und Dimna vorbei. An dem Eingang zu derselben angelangt vernahm er, wie Calila dem Dimna Vorwürfe machte ob seiner Handlungsweise, wie jener diesen schalt ob seiner falschen Anklägerei, seiner Lügenhaftigkeit und seiner Schikane gegen angesehene königliche Diener. So lernte der Panther das treulose Betragen Dimna's kennen. Da er aber noch gern Näheres erfahren hätte, blieb er an dem Orte stehen, wo er un=

bemerkt war, und hörte da den Calila zum Dimna unter Anderem noch Folgendes sagen:

Nun, du hast dich auf eine harte Stelle gesetzt *), bist eingegangen in einen engen Gang und hast gegen dich selbst ein Verderben bringendes Verbrechen begangen, das dir gar schlecht bekommen wird; ja, deine Lagerstätte wird hart werden, wenn dem Löwen deine Sache entdeckt und offenbar wird, wenn er deine Treulosigkeit und deinen Trug erfährt. Rettungslos wirst du da verloren seyn. Alle Schmach, ja selbst den Tod wird man über dich verhängen, damit kein Schaden und kein Trug mehr von dir zu fürchten sey. Ich kann dich aber von heute an nicht mehr als meinen Freund ansehen und auch nicht im Geheimen mehr mit dir sprechen, denn die Weisen haben ja gesagt: Entferne dich von dem, von welchem man keine gute Meinung hat. Demgemäß muß ich mich von dir trennen und auf meine eigene Rettung bedacht seyn, denn der Löwe hat schlimmen Verdacht geschöpft.

Nachdem der Panther solches mit angehört, entfernte er sich und gieng darauf zur Mutter

*) Oder: du hast ein zügelloses Thier bestiegen.

des Löwen. Er verlangte von derselben das Versprechen, nichts von dem aussagen zu wollen, was er ihr anzuvertrauen habe, und berichtete ihr dann, nachdem er dasselbe erhalten, die Worte, die Calila zu Dimna gesprochen.

Des andern Morgens gieng diese zum Löwen und traf denselben in großer Betrübniß und Kümmerniß, die nur daher rührte, daß er den Stier ums Leben gebracht. Auf ihre Frage an denselben, was für ein Kummer ihn ergriffen habe und darnieder schlage, erwiederte ihr der Löwe:

— Mich betrübt der Mord, den ich an Schenzeba begangen, wenn ich an seine Freundschaft und an seine Anhänglichkeit an mich gedenke und wie ich mich bei ihm stets des besten und aufrichtigsten Rathes erholen konnte.

Die Mutter des Löwen entgegnete:

— Das härteste Zeugniß ist dasjenige, welches ein Mann gegen sich selber ablegen muß; und das ist ein großer Fehler. Wie konntest du doch so voreilig zum Mord des Stiers schreiten ohne gewisse Ueberzeugung von seinem Verbrechen zu haben? Wüßte ich nicht, was die Weisen gesagt haben rücksichtlich der Veröffentlichung

von Geheimnissen und welches Verbrechens die sich schuldig machen, die ein Geheimniß verrathen, so wollte ich dir mittheilen, was ich weiß.

Der Löwe versetzte hierauf:

— Die Reden der Weisen haben oft mehr als einen Sinn und lassen verschiedene Erklärungen zu. Ich erkenne zwar wohl die Richtigkeit dessen, was du ausgesprochen; aber wenn du einen guten Rath weißt, so verbirg ihn mir nicht, oder wenn dir Jemand ein Geheimniß anvertraut hat, so theile es mir mit und laß mich Alles wissen.

Da berichtete sie ihm Alles, was ihr der Panther mitgetheilt hatte, nur daß sie ihm seinen Namen nicht nannte, und fügte dann noch hinzu:

— Mir war nicht unbekannt das Wort der Weisen, daß große Strafe und Schande den treffe, der ein Geheimniß verrathe, allein bei all dem wollte ich lieber dir eine Sache mittheilen, welche zu wissen dir von Nutzen seyn kann, wenn gleich solches für Viele von schädlichen Folgen seyn wird. Denn es mögen sich die wohl

hüten, welche beständig den König zu betrügen suchen, daß nicht Unheil sie treffe.

Als die Mutter des Löwen diese ihre Rede vollendet, berief dieser sogleich alle seine Diener und seine ganze Schaar. Wie nun Dimna vor dem Löwen stand und seine Traurigkeit und Niedergeschlagenheit bemerkte, da wandte er sich an einen, der neben ihm stand, mit den Worten:

— Was hat sich denn zugetragen und was ist's, das den König so betrübt macht?

Da wandte sich die Mutter des Löwen zu Dimna und sagte zu ihm:

— Daß du noch am Leben bist, das betrübt den König, aber nur ein einziger Wink seines Auges, so ist es um dein Leben geschehen!

Dimna entgegnete:

— Nichts läßt der Erste dem Letzten; denn man sagt: Wer am meisten Macht hat sich vor Unheil zu bewahren, den trifft Unheil vor dem, der unmächtig ist. Möge indeß dieses schlimme Wort weder bei dem König, noch bei seinen hohen Dienern, noch bei seiner ganzen Schaar eintreffen! Auch weiß ich wohl, daß man sagt: Wer mit Schlechten Umgang hat und diese als solche kennt, der bringt sich selber Schaden.

Und deswegen ziehen sich die Einsiedler ganz zurück von den Menschen, und ziehen die Einsamkeit vor dem Verkehr mit Menschen, und lieben es mehr Gott zu dienen als der Welt und den Menschen. Und wer vergilt das Gute mit Gutem und die Wohlthat mit Wohlthat außer Gott? Wer aber Vergeltung des Guten von den Menschen erwartet, der mag sich wohl getäuscht sehen, denn man soll Niemand sonst dienen als Gott, und von den Menschen keine Vergeltung seiner Dienste erwarten. Das aber, wornach die Unterthanen des Königs am meisten zu streben haben, das ist: sich auszuzeichnen durch gute Eigenschaften, stets recht zu handeln und einen guten Lebenswandel zu führen. Auch haben die Weisen gesagt: Wer für wahr hält, was er für falsch, und für falsch, was er für wahr halten sollte, dem wird es ergehen, wie jenem Weib, die sich ihrem Diener dahingegeben hat, der sie durch seine Verkleidung täuschte, und mit Schand und Spott überhäufte.

— Wie war dieses? fragte der Löwe.

Da erzählte Dimna also:

Die Kaufmanns-Frau und der Maler.

Es war einmal in einer Stadt ein Kaufmann, der hatte eine schöne und reizbegabte Frau. In seiner Nähe wohnte ein Maler, ein listiger Mann, der war ein Liebhaber der Frau des Kaufmanns. Eines Tags sagte diese zu ihrem Liebhaber:

— Ei! könntest du dich nicht etwas ersinnen, das mir als Zeichen deiner Ankunft diente, so daß du nicht zu rufen oder zu winken brauchtest und daß weder dein noch mein Thun in schlimmeu Verdacht kommen kann?

Der Liebhaber erwiederte:

— Es fällt mir etwas bei, was dich erfreuen und dein Auge kühlen wird. Ich habe einen bunten, mit Bildern bemalten Mantel, den will ich anziehen, wenn ich zu dir gehen will.

Mit diesem Vorschlag war das Weib zufrieden. Der Maler that also, wenn er zu seiner Geliebten gehen wollte, jenen Mantel um, und diese erkannte ihn daran leicht, und kam ihm dann immer mit Freuden sogleich entgegen. Allein es bemerkte diese Geschichte zu seinem gro-

ßen Erstaunen ein Diener der Frau, der mit der Magd jenes Malers gar gut bekannt war. Er gieng daher zu derselben und verlangte von ihr, daß sie ihm jenen Mantel geben sollte, indem er hinzusetzte:

— Ich möchte den Mantel einem Freunde zeigen, um ihn dadurch zu erfreuen, und ich werde eilen denselben wieder zurückzubringen, bevor dein Herr es merkt.

Die Magd des Malers gab ihm den Mantel. Da zog er ihn an und gieng darin zu seiner Gebieterin, gerade so wie der Maler zu derselben zu gehen pflegte. Als ihn dieselbe erblickte, glaubte sie ohne Bedenken, daß ihr Liebhaber komme. Sie gieng ihm daher entgegen und gab sich ihm hin. Nachdem der verkleidete Diener seinen Zweck erreicht hatte, brachte er den Mantel der Magd des Malers zurück, und diese legte ihn dann an seinen vorigen Platz. Der Maler war diesen ganzen Tag nicht zu Hause gewesen, und kam erst bei dunkler Nacht nach seiner Wohnung zurück. Er that nun jenen Mantel um, nach seiner Gewohnheit, und zeigte sich darin seiner Geliebten. Als ihn dieselbe

wahr wurde, näherte sie sich ihm mit den Worten:

— Du kommst gar bald wieder! bist du nicht heute schon bei mir gewesen und deines Verlangens theilhaftig geworden? Warum kommst du denn wieder?

So bald der Maler diese Worte vernommen, kehrte er nach Hause zurück, rief alsbald seine Magd und drohte ihr mit dem Tode, wenn sie ihm nicht in Wahrheit berichtete, was mit dem Mantel vorgefallen. Da erzählte ihm die Magd die Geschichte. Er nahm dann den Mantel und verbrannte ihn.

— Dieses Beispiel, setzte Dimna hinzu, habe ich erzählt, in der Absicht, den König zu vermögen, daß er nicht voreilig in meiner Sache handle und nichts thue in Ungewißheit. Ich habe aber dieses nicht gesagt aus Schauer vor dem Tode, denn wenn einen vor demselben schauert, der wird ihm nicht entgehen, und alle lebende Wesen müssen ja sterben. Nein! hätte ich hundert Leben und wüßte ich, daß der König Gefallen hätte sie zu Grund zu richten, so würde ich mich ihm dazu mit aller Bereitwilligkeit ergeben.

Da sprach einer aus der versammelten Schaar:

— Solches sagt er nicht aus Liebe zu dem König, sondern blos seiner selbst willen, und um sich zu entschuldigen.

Dimna aber fuhr diesen hart an, indem er sagte:

— Wehe dir! Rechnest du mir das zur Schuld, daß ich mich zu entschuldigen suche? Kann man denn Jemanden näher stehen, als sich selbst? Und wenn einer nicht seine eigene Entschuldigung sucht, für wen soll er sie dann suchen? Es ist klar, daß aus dir nur Neid und Mißgunst spricht, und wer dich gehört hat, der muß einsehen, daß du Niemanden Gutes gönnst, und daß du dir selbst und allen Andern Feind bist. Ein Wesen, wie du, ist nicht werth, daß es unter den Thieren ist, geschweige denn um den König und an dessen Hof.

Auf diese Worte Dimna's hin machte sich jener sein Gegner, betrübten Sinnes und beschämt, auf und davon.

Hierauf sprach die Mutter des Löwen zu Dimna:

— Ich muß mich über dich verwundern,

o Ränkemacher, wegen deiner wenigen Schaam und deiner vielen Unverschämtheit, und wegen der Schnelligkeit, mit der du Jedermann Antwort zu geben weißt.

Dimna erwiederte:

— Deine schlimme Meinung von mir kommt bei dir nur davon her, daß du auf mich nur mit einem Auge siehst und auf mich nur mit einem Ohre hörst. Dabei ist es mein unglückseliger Eifer, der Alles mir entfremdet hat, so daß man sogar beim König mich falscher Aufkläerei beschuldigt hat. Indeß, es ist nun nicht anders; und wer am Hofe des Königs sich aufhält, der pflegt, weil er den König hintansetzt und nur darauf sieht, dessen Gunst sich zu erhalten und sein gutes Leben sich zu sichern nicht zu wissen, in welcher Stunde es geziemt zu sprechen und nicht, wann er schweigen soll.

Die Mutter des Löwen sprach:

— Ei! seht doch diesen Elenden, der so großen Verbrechens sich schuldig gemacht, wie er sich so unschuldig stellt, gleich als hätte er kein Verbrechen begangen!

Dimna erwiederte:

— Diejenigen, welche thun was nicht ihres

Geschäftes ist, gleichen dem, der Asche an einen Ort hinlegt, wo er Sand hinlegen sollte und darauf den Mist werfen heißt, oder dem Mann, welcher Weiberkleider, und dem Weib, welches Männerkleider anzieht, oder dem Gast, der sagen wollte: ich bin der Herr des Hauses, oder dem, welcher vor einer Gesellschaft sich zu sprechen erlaubt über Sachen, nach denen er nicht gefragt wird. Elend aber ist nur der zu nennen, welcher die Verhältnisse und die Menschen nicht kennt und nicht im Stande ist das Unheil von sich abzuhalten.

Die Mutter des Löwen fuhr fort:

— Glaubst du denn, o du Betrüger und Ränkemacher, daß du durch diese deine Worte werdest den Löwen täuschen und dem Gefängniß entgehen können?

Dimna erwiederte:

— Ein Betrüger ist der, vor dessen Trug sein Feind nicht sicher ist, und der seinem Feind, wenn er desselben habhaft wird, das Leben raubt, wenn er auch keines Verbrechens schuldig ist.

Die Mutter des Löwen entgegnete:

— O du Betrüger, du Lügner, glaubst du

denn, daß du der Strafe deiner Lügenhaftigkeit entgehen werdest und daß deine Schlauheit dir etwas nützen werde bei deinem großen Vergehen?

Dimna versetzte:

— Ein Lügner ist der, welcher aussagt was nicht geschehen ist, und vorbringt was nicht gesprochen oder gethan worden ist. Meine Rede aber ist offenbar und klar.

Die Mutter des Löwen sprach darauf, an die Umstehenden sich wendend:

— Den Namen eines Weisen werden die von euch verdienen, die in der Sache Dimna's thun werden, was ihrer Pflicht ist.

Hierauf erhob sie sich und gieng fort.

Der Löwe aber übergab Dimna dem Richter. Dieser ließ ihn dann binden, einen Strick um seinen Hals werfen und ihn ins Gefängniß bringen.

Um die Zeit der Mitternacht aber erhielt Calila die Nachricht, daß Dimna ins Gefängniß abgeführt sey. Er gieng dann heimlicherweise zu ihm. Als er aber den Dimna erblickte und sah, wie schmal sein Sitz und wie eng sein

Platz war, da brach er in Thränen aus und sagte:

— Du bist nur dahin gekommen, wohin du gekommen bist, weil du gefehlt hast und dich losgeschlagen von meiner Ermahnung. Indeß werde ich doch immerhin dich warnen und dir rathen und dir beispringen in lauterer Absicht, denn an jeglicher Stelle kann man sprechen und jeglichen Ort kann man umgehen. Und bin ich zu läßig gewesen in meiner Ermahnung, als du dich noch im Glücke befandest, so will ich jetzt einen Theil deiner Schuld tragen; doch bei dir hatte der Eigendünkel solchen Eingang gewonnen, daß er deine Einsicht besiegt und deinen Verstand unterjocht hat; ich habe dir viele warnende Beispiele erzählt und dich an die Rede der Weisen erinnert, und die Weisen sagen: der Betrüger stirbt vor seiner Zeit.

Dimna entgegnete:

— Ich bin überzeugt von der Aufrichtigkeit deiner Worte. Zu meinem größten Trost in meiner jetzigen Lage aber dient mir das Wort, das die Weisen gesagt haben: Laß dich die Strafe nicht anfechten, wenn sie auf dich fällt wegen deines Fehlers, denn es ist besser, daß

du ob deines Vergehens auf dieser Welt bestraft werdest, als daß du die Strafe deiner Schuld erst im andern Leben findest in der Hölle.

Calila versetzte:

— Ich verstehe wohl deine Rede. Indeß ist deine Schuld groß und die Strafe, die der Löwe über dich verhängen wird, wird eine harte und schmerzliche seyn.

Es befand sich aber in der Nähe von Calila und Dimna im Gefängniß ein verständiger Hirschwolf, der hörte dieses ihr Gespräch mit an, während sie ihn nicht bemerkten. Dieser vernahm also die Vorwürfe, welche Calila dem Dimna machte ob seiner verbrecherischen That, sowie das Geständniß, welches Dimna von seiner verbrecherischen Handlung und seiner großen Schuld ablegte. Er merkte sich auch wohl das Gespräch, das sie mit einander geführt und verbarg es bei sich, um es zu bezeugen, wenn er darnach gefragt würde. Calila begab sich hierauf nach seiner Wohnung.

Des andern Morgens trat die Mutter des Löwen zum Löwen und sagte zu ihm:

— O Herr der Thiere! ich hoffe nicht, daß du vergessen habest, was du gestern gesagt und

was du zur Befriedigung vieler deiner Diener befohlen hast. Denn die Weisen haben gesagt: Der Mensch soll nicht saumselig seyn für die Frömmigkeit, im Gegentheil —; eben so soll man nicht säumen mit der Bestrafung eines Verbrechers.

Als der Löwe die Rede seiner Mutter vernommen, ließ er den Panther, der Gerichtsherr war, zu sich rufen. Darauf wandte er sich an denselben und den Gerichtsschreiber mit den Worten:

— Setzt euch in den Gerichtssaal und vernehmet jeden Niedrigen und Hohen meiner Schaar, forschet sie aus aufs Strengste nach Allem, was sie von Dimna wissen, und was ihr von den Worten und Entschuldigungen Dimna's erfahret, das leget nieder in das Gerichtsbuch, und weiset mir dies dann vor, Tag für Tag.

Der Panther und der Gerichtsschreiber, welcher letztere ein Oheim des Löwen war, erwiederten:

— Es soll geschehen nach des Königs Willen!

Darauf entfernten sie sich von ihm, um dem Auftrag des Königs gemäß zu handeln.

Eines Tags sodann, nachdem die Gerichtssitzung schon drei Stunden gedauert hatte, gab der Richter Befehl, Dimna zu bringen. Er wurde vor ihn gebracht und vor die volle Gerichtsversammlung. Nach einer Weile hob dann der Herr der Versammlung mit lauter Stimme also an:

— Ihr, Versammelte! wißt, daß der Beherrscher der Thiere seit dem unglückseligen Tod Schenzeba's verwirrten Geistes ist und voll Kummer und Traurigkeit. Er sieht ein, daß er dem Schenzeba ohne Schuld das Leben genommen, und daß er gegen denselben nur so gehandelt habe auf die lügenhafte Anklage Dimna's hin. Und dieser Richter ist nun befehligt, eine Gerichtsversammlung zu halten und die Sache Dimna's zu untersuchen. Wer daher unter euch etwas von Dimna's Sache weiß, sey es etwas Gutes oder Böses, der sage es und thue es kund vor den Häuptern dieser Versammlung und den anwesenden Zeugen, damit man gemäß dessen dann ein Urtheil über ihn fällen kann! Ein Urtheil über Leben und Tod muß ein wohlbegründetes seyn, Uebereilung in solch wichtiger Angelegenheit würde Leidenschaft

verrathen, und Unrecht thun wollen zeugte von niedriger Gesinnung.

Darauf sprach der Richter:

— Höret, ihr Versammelten! auf die Rede eures Herrn, verschweiget nichts, was ihr wisset und hütet euch etwas zu verhehlen! Dreierlei gebe ich euch hier zu bedenken. Das Erste und Wichtigste davon ist, daß ihr seine (Dimna's) That nicht für gering halten und nicht für unbedeutend ansehen sollt; denn zu den größten Verbrechen gehört es, einen Unschuldigen, der gar kein Vergehen begangen hat, durch lügenhafte Anklage ums Leben zu bringen; deshalb, wenn jemand etwas weiß von diesem Lügner, der den Unschuldigen durch seine falsche Anklage verrathen hat, und dieses verschweigt, der wird dessen Schuld und Strafe mit ihm theilen. Das Zweite ist: Wenn der Schuldige seine Schuld erkennt und bekennt, so ist das für ihn besser, als wenn er dieselbe läugnet, denn dem König und seiner Schaar steht es dann zu, ihm zu verzeihen. Das Dritte ist: daß man keine Rücksicht haben solle mit Schlechten und Gottlosen, und daß man Alles entfernen soll, was die Menschen, Hohe oder Niedere, veranlassen könnte

mit solchen in Verbindung zu treten. Deshalb, wer etwas weiß von der Sache dieses Betrügers, der thue es kund vor den Häuptern der anwesenden Zeugen, damit es ein Zeugniß abgebe; denn es wird ja gesagt, daß: wer ein Zeugniß für einen Verstorbenen verschweige, der gezügelt werde mit Zügeln von Feuer am Tage der Auferstehung. So sage denn jeder von euch, was er weiß!

Da aber Niemand aus der Versammlung seine Stimme hören ließ, so nahm Dimna selbst das Wort und sagte:

— Warum schweigt ihr denn? Saget doch, was ihr wisset, wisset aber auch, daß ich auf jegliches Wort eine Antwort habe! Auch haben die Weisen gesagt: Wer etwas bezeugt, was er nicht gesehen und etwas sagt, was er nicht weiß, dem ergeht es, wie es jenem Arzt ergangen ist, der zu etwas, das er nicht kannte, sagte: ich kenne es.

Die Gerichtsversammlung fragte:

— Wie war das?

Da begann Dimna also:

Der unwissende Arzt.

Es war, erzählt man, in einer Stadt ein Arzt, ein gar artiger und kenntnißreicher Mann, und wegen der vielen glücklichen Kuren, die er gemacht, sehr angesehen. Er wurde alt und sein Gesicht schwach. Es hatte aber der König dieser Stadt eine Tochter, die er vor Kurzem einem Bruderssohne zur Frau gegeben. Als dieselbe von Schmerzen ergriffen wurde, wie sie junge Frauen gewöhnlich bekommen, da wurde jener Arzt geholt. Er fragte die junge Frau aus, was ihr weh thue und dergleichen, und kaum hatte sie ihn davon in Kenntniß gesetzt, so kannte er ihre Krankheit und wußte, welche Arznei er anzuwenden habe.

— Würde ich doch sehen, sagte er dann, so könnte ich die Arznei selber bereiten und dürfte das nicht einem Andern anvertrauen!

Von dieser Sache hörte ein Mann in der Stadt, der ganz unwissend war; derselbe gieng dann mit dem anmaßenden Vorgeben nach dem Palast, daß er die Heilkunde verstehe, daß er kundig sey der verschiedenen Säfte und Pflanzen, aus

denen man Arzneien bereite und daß er Kenntniß habe von allen Arten von Arzneien, sowohl den zusammengesetzten als den einfachen. Da hieß ihn der König in die Arzneikammer gehen, um sich von den zur Arznei dienlichen Säften auszusuchen, was er nöthig habe. Der unwissende Mensch gieng dahin; da er aber durchaus keine Kenntniß hatte von den verschiedenen Arzneimitteln, die er vorfand, so ergrief er unter vielem Andern auch ein Glas, worinn augenblicklich tödtendes Gift war, und mischte das Gift unter seine Arznei, ohne zu wissen daß es Gift war. Als die Arznei fertig war, trank sie die junge Frau und starb im Augenblick. Sobald aber der König solches erfahren, ließ er den unwissenden Menschen kommen und gab ihm von derselben Arznei zu trinken, und er starb sogleich.

— Dieses Beispiel, fügte Dimna bei, habe ich euch nur erzählt, um euch zu zeigen, welche Schmach den treffe, der etwas sagt oder macht, wovon er keine sichere Kenntniß hat, und der seine Gränze überschreitet. Wer daher von euch seine Gränze überschreitet, den wird treffen was jenen unwissenden Menschen getroffen

hat, und der hat sich dann allen Schaden selber zuzuschreiben. Auch haben die Weisen gesagt: Häufig wird dem Menschen vergolten nach seiner Rede. Das Wort steht nun bei euch, drum seht euch vor!

Da nahm der Herr der Bäcker, der Kühnheit und Stolz besaß, weil er bei dem Löwen hoch stand, das Wort und sagte:

— Edle und Weise! höret meine Rede und vernehmet mit geneigtem Ohr meine Worte! Es haben nemlich die Weisen von den Rechtschaffenen gesagt, daß sie erkenntlich seyen schon an ihrer äußern Gestalt, und ihr, die ihr durch Gottes gütiges Werk alle Auszeichnung besitzet und denen seine volle Gnade zu Theil geworden ist, ihr könnet die Rechtschaffenen erkennen an ihrer äußern Form und Bildung, und eine Sache von großer Bedeutung errathen an einer Sache von kleiner Bedeutung. Hier aber zeugen gar viele Dinge gegen diesen Elenden, den Dimna, und thun kund seine Schlechtigkeit; drum betrachtet nur aufmerksam die äußere Gestalt seines Körpers, damit ihr euch davon sicher überzeugen möget!

Der Richter erwiederte dem Obersten der Bäcker:

— Wir wissen wohl, ich und die anwesende Versammlung, daß du die auf innere Schlechtigkeit hinweisenden äußern Kennzeichen genau kennst, deshalb setze uns näher aus einander, was du angedeutet, und theile uns mit, was du an der äußern Gestalt dieses Elenden für Kennzeichen von Schlechtigkeit bemerkt hast!

Da hob der Oberste der Bäcker an, seine Aussetzungen an Dimna zu machen, indem er sagte:

— Die Weisen haben aufgeschrieben und bekannt gemacht, daß: wessen linkes Auge kleiner sey als das rechte und sich ohne Aufhören bewege, und wessen Nase nach der rechten Seite hin gebogen sey, daß der ein Elender sey, ein Niederträchtiger, daß bei dem Betrügerei und Gottlosigkeit vereint seyen.

Als Dimna solches gehört, sprach er:

— Auf dich paßt ganz das Wort jenes Mannes, der zu seinem Weibe gesagt hat: Sieh zuerst auf deine Blöße, und nach dem sieh auf die Blöße Anderer!

Aufgefordert sodann diese Geschichte zu erzählen begann Dimna also:

Das zurechtgewiesene Weib.

Es war eine Stadt, über die fiel der Feind her. Nachdem er einen Theil ihrer Einwohner gemordet, einen andern zu Gefangenen gemacht und die Stadt ausgeplündert hatte, wandte er sich wieder dahin, woher er gekommen. Einem der Krieger war als Beute ein Bauersmann sammt dessen zwei Weibern zugefallen. Sie wurden insgesammt von dem Krieger in Rücksicht auf Speise und Kleidung gar schlecht behandelt. Eines Tags gieng der Bauersmann mit seinen Weibern aus, um für den Krieger Holz zu sammeln. Sie waren aber sämmtlich nackt. Da fand eine der Weiber auf dem Weg einen alten Lappen, womit sie ihre Blöße bedeckte. Darauf sagte dieselbe, auf das andere Weib hindeutend, zu ihrem Mann:

— Sieh' doch, wie diese nicht so viel Schaam hat, daß sie ihre Blöße verbirgt!

Da erwiederte derselben ihr Mann:

— Sähest du doch zuerst auf dich selbst, denn dein ganzer Körper ist ja nackt! Wie kannst du deiner Freundin das zum Vorwurf machen, was sich eigentlich bei dir auch findet!

— Und dein Benehmen, fügte Dimna bei, o du Unreiner, an dem sich lauter schimpfliche und häßliche Kennzeichen finden, ist auffallend; dann ist auffallend die Kühnheit, die du hast, dem König die Speise zu reichen und vor ihn dich zu stellen, da doch an deinem Körper Schmutz ist und Häßlichkeit, und da sowohl du selbst als auch Andere die Fehler deiner Person kennen. Du wagst es gegen einen zu sprechen, dessen Körper rein ist und ohne Fehl? Ich bin es aber nicht allein, der deine Fehler wohl erkannt hat, sondern alle Anwesenden kennen dieselben, und es hat mich nur das Freundschafts-Verhältniß, das zwischen mir und dir Statt fand, abgehalten solche offenbar kund zu machen. Jetzt aber, da du auf mich gelogen und mich ins Angesicht verläumdet hast, da du gegen mich feindselig aufgetreten bist und über mich solches, was du gesagt hast, ohne alles Wissen, vor den Häuptern der Anwesenden ausgesagt hast, so sah ich mich bestimmt, offenbar zu machen deine Fehler, die ich kenne und die Jedermann kennt; und es ist eine Pflicht für jeden, der dich kennt, dem König es vorzuhalten, daß er sich von dir nicht mehr seine

Speise reichen lassen soll. Ja! solltest du den Acker bebauen müßen, so verdientest du, daß er dir keine Frucht trüge. Ueberhaupt bist du gar keines Geschäftes würdig, nicht einmal des niedrigen, Leder zu bereiten oder Schröpfköpfe einem gemeinen Mann zu setzen, geschweige denn, die hohe Person des Königs zu bedienen.

Der Oberste der Bäcker versetzte:

— Ist's möglich? Mir gelten diese deine Worte und auf mich hast du sie gerichtet?

Dimna erwiederte:

— Jawohl! und nur die Wahrheit habe ich über dich gesagt, und dich meinte ich, dich Hinkenden, Dürrknochigen, der du den Fluß hast am Hintern, dich Krummbeinigen, dich Bauchgeschwollenen, dich Hodenschlottrigen, dich Lippengespaltenen, dich Schlechten von außen und von innen.

Auf diese Worte Dimna's hin veränderte sich die Gesichtsfarbe des Obersten der Bäcker, und er betrübte und schämte sich, er stammelte nur noch mit seiner Zunge und war ganz beschämt; verschwunden war all seine Heiterkeit. Dimna aber, als er seine Niedergeschlagenheit und seine Thränen bemerkte, fuhr also fort:

— Erst lange Zeit wirst du weinen dürfen, wenn der König dein unreines Wesen und deine Fehler erfährt, und er dich dann deines Amtes entsetzt, dich nicht mehr unter seinen Dienern läßt und dich fortjagt aus seiner Nähe!

Hierauf erhob sich ein Schakal, dem der König, als einem erprobten Diener, sein volles Zutrauen schenkte, und dem er den Auftrag gegeben hatte, auf den Verlauf der Gerichtsverhandlung wohl zu merken und ihn dann darüber zu berichten, und gieng hin zu dem Löwen. Als er demselben alles Vorgefallene genau mitgetheilt, gab der Löwe Befehl, daß der Oberste der Bäcker seines Amtes entsetzt werde, und die Weisung, daß derselbe nicht mehr vor ihn kommen und sein Antlitz nicht mehr sehen dürfe. Dimna aber hieß er wieder ins Gefängniß bringen.

Da der Tag sich zu Ende neigte, und nachdem alle Ereignisse und die Reden der Ankläger und des Angeklagten in ein Buch eingetragen waren, dem der Panther das Siegel aufdrückte, gieng die Versammlung auseinander.

Es war aber ein Schakal, Namens Ruzba, der dem Calila in Freundschaft und Liebe er=

geben war, und der bei dem Löwen angesehen war und in Ehren stand. Calila hatte indeß aus Furcht und Angst für sein Leben, sowie für das seines Bruders, das Abweichen bekommen, und starb in Folge dessen. Da gieng der genannte Schakal zu Dimna und berichtete ihm das Hinscheiden Calila's. Alsbald brach Dimna bei dieser Nachricht in Weinen und Jammern aus, indem er sagte:

— Was soll ich nun machen auf der Welt, nachdem mir mein Bruder entrissen worden, der es so aufrichtig mit mir meinte? Doch — ich erkenne darin die Gnade Gottes und seine Güte gegen mich, daß er mir dich gegeben hat, der du dich um mich bekümmerst und meiner dich freundlich annimmst; ja ich weiß, daß du in meiner jetzigen Lage meine Hoffnung und meine Stütze bist. Ich wünschte nun vorerst von deiner Güte, daß du hingiengest an den und den Ort, und nach dem sähest, was ich und mein Bruder gesammelt haben durch unsere List und Anstrengung und den Willen Gottes, des Erhabenen, und mir solches brächtest.

Der Schakal that nach dem Verlangen Dimna's, und dieser überließ ihm dann die

Hälfte des Schatzes. Darauf sagte Dimna zu dem Schakal:

— Sieh, du kannst ein- und ausgehen bei dem Löwen wie kein anderer, drum verwende all deine Mühe auf meine Sache und laß alle deine Sorge auf mich gerichtet seyn. Höre was bei dem Löwen gesprochen wird, wenn von mir und meinen Gegnern die Rede ist; hab Acht darauf, was von der Mutter des Löwen in Bezug auf mich geschieht und in wie weit ihr der Löwe beistimmt oder widerspricht, auf dies Alles merke wohl!

Der Schakal nahm das Geschenk Dimna's, verließ denselben unter Zusicherung seiner Dienste und begab sich nach seiner Wohnung, wo er seinen Schatz aufbewahrte.

Den andern Morgen, als der Löwe schon ein Paar Stunden da gesessen hatte, ließ sich seine Schaar bei ihm melden. Er gestattete derselben den Eintritt. Es wurde ihm das Gerichtsbuch vorgelegt. Als er dann die Reden Dimna's und seiner Ankläger darinn überlesen, ließ er seine Mutter rufen, und las derselben Alles vor. Sobald diese aber vernommen was in dem Buche stand, rief sie mit lauter Stimme:

— Wenn ich harte Worte spreche, so tadle mich nicht, denn du kannst wirklich deinen Schaden von deinem Nutzen nicht unterscheiden. Habe ich dich nicht gewarnt, zu hören auf die Worte, die von diesem Verbrecher, dem Uebelthäter, dem Betrüger herrühren?

Hierauf gieng sie erzürnt fort.

Alles dieses aber hatte jener mit Dimna befreundete Schakal mit angesehen und angehört. Er gieng nun in aller Eile zu Dimna, um diesem das Vorgefallene zu berichten. Allein, während er bei demselben war, da kam ein königlicher Läufer, der Dimna in die Gerichtsversammlung holte.

Als Dimna vor dem Richter stand, da hob der Oberste der Versammlung also an:

— O Dimna! ich bin nun auf's zuverläßigste unterrichtet von deiner Sache, und wir dürften nun keine weitere Untersuchungen über dieselbe anstellen. Die Weisen haben aber gesagt, daß Gott, der Erhabene, diese Welt gemacht habe, daß sie diene als Ort der Vorbereitung und Rechtfertigung für das Jenseits, denn sie sey die Wohnstätte von göttlichen Gesandten und Propheten, welche hinweisen auf das Gute,

welche den Weg zeigen ins Paradies, welche einladen zur Erkenntniß Gottes, des Erhabenen Wir wären also im Reinen über deine Sache, denn wir haben darüber zuverläßige Berichte erhalten, allein unser Herr hat uns Befehl gegeben, deine Sache noch einmal vorzunehmen und zu untersuchen, obgleich wir darüber ganz im Klaren sind.

Dimna erwiederte hierauf:

— Ich sehe, o Richter, wie du an keine Gerechtigkeit gewöhnt bist bei deinem Urtheilsprechen. Und es ist ungerecht, wenn Könige solche verstoßen, denen Unrecht geschehen ist und die kein Vergehen begangen haben, da sie vielmehr solche vertheidigen und in Schutz nehmen sollten. Wie könntest du aber das Todesurtheil über mich sprechen, bevor ich meine Vertheidigung vorgebracht? wie solches beschleunigen, deiner Leidenschaft gemäß, bevor drei Tage verflossen sind? Doch, der hat wahr gesprochen, welcher gesagt hat, daß wer immer nur Gutes thue, dem dieses sein Thun zu Statten kommen werde, auch wenn es ihm scheinbar Schaden bringe.

Der Richter versetzte hierauf:

— Wir finden in dem Buche der Vorfahren, daß der gerechte Richter zu erkennen suchen muß das Thun des Rechtschaffenen und des Schlechten, damit er dem Rechtschaffenen vergelte nach seiner Rechtschaffenheit, und dem Schlechten nach seiner Schlechtigkeit. Durch solches Verfahren sehen sich die Guten noch mehr aufgefordert Gutes zu thun, und die Schlechten werden mehr abgehalten von Verbrechen. Was ich dir gerathen haben will, o Dimna, ist, daß du einen Blick werfest auf das, worein du gerathen bist, daß du dein Verbrechen erkennest und daß du Buße thuest.

Dimna erwiederte:

— Die rechtlichen Richter fällen kein Urtheil auf bloße Vermuthungen hin und handeln nicht darnach, weder bei Personen hohen, noch bei Personen niedrigen Standes, weil sie wissen, daß Vermuthung nicht für Recht gelten kann. Wenn ihr vermuthet, daß ich etwas Verbrecherisches gethan habe, so weiß ich, daß dem nicht so ist, denn ich kenne mich selber besser als ihr, mein Wissen um mich ist ein zuverlässiges, kein zweifelhaftes, wogegen euer Wissen um mich ein

ganz zweifelhaftes ist. Ich habe mir gewiß nur dadurch eure Ungnade zugezogen, daß ich Andere verklagt habe; aber was für eine Entschuldigung könnte ich bei euch finden, wenn ich mich selbst verklagte, indem ich auf mich selbst löge, und mich so selbst dem Tod und Untergang preis gäbe, gegen meine bessere Ueberzeugung von meiner Unschuld und Fehlerfreiheit, ob der ich angefochten werde. Daß meine Würde und mein Recht mir erhalten werde, dafür muß ich gewiß am meisten besorgt seyn, oder sollte ich, der ich an Niemand je unrecht gehandelt habe, gegen mich selber unrecht handeln? Drum laß ab, o Richter, von dieser Rede! denn sollte sie eine gute Mahnung seyn, so hat sie ihren Platz verfehlt; war dieselbe aber nur Trug, so war dies der schändlichste Trug, wie man noch nie einen gesehen oder erfahren hat, selbst nicht von Leuten, denen Trug eigentlich ihr Geschäft ist. Am wenigsten aber werden sich Trug und List rechtliche Richter erlauben oder gewissenhafte Vorgesetzte. Und wisse, daß dein Wort die Thoren und die Schlechten sich als Regel nehmen, die sie befolgen; denn nach den Aussprüchen der Richter, wenn sie rechtlich sind, richten sich die

rechtlichen Leute, dagegen nach denen, die ungerecht sind, die Leute, die Ungerechtigkeit und Trug lieben und die wenig Gottesfurcht haben. Deshalb fürchte ich für dich, o Richter, wegen dieser deiner Rede den größten Schaden und alles Unheil. Du warst zwar bisher stets geehrt in den Augen des Königs und seiner Schaar, bei den Hohen und Niedrigen, wegen deiner Einsicht, von Jedermann anerkannt wegen deiner Gerechtigkeit. Weisheit, Rechtlichkeit und Vortrefflichkeit, um so mehr ist es aber zu verwundern, wie du dich jetzt so vergessen und verläugnen kannst bei meiner Angelegenheit. Oder hast du noch nicht vernommen, daß die Weisen gesagt haben: Wer vorgibt etwas zu kennen, was er nicht kennt, und etwas bezeugt, was er nicht gewiß weiß, daß es dem gehen werde wie jenem Falkenträger, wel l er die Frau seines Herrn der Untreue bezüchtigte?

Der Richter fragte:

— Wie war das?

Da erzählte Dimna folgendermaßen:

Der Falkenträger und die Papageyen.

— Es war in einer Stadt ein berühmter Satrap, der hatte eine Frau, die mit Schönheit begabt und unbescholtenen Rufes war. Er hatte aber in seinen Diensten einen Falkenträger, einen verschlagenen Mann, der es gut verstand, Falken abzurichten und zu regieren. Dieser Falkenträger besaß das volle Vertrauen seines Herrn, so daß dieser ihm nicht nur den Eintritt zu seiner Wohnung, sondern auch in sein Frauengemach gestattete. Da begab es sich, daß der Falkenträger ein frevelhaftes Verlangen bekam nach der Frau seines Herrn. Diese aber, weit entfernt seinem Verlangen zu entsprechen, gerieth darüber in Zorn also, daß ihr Antlitz eine ganz andere Farbe bekam und sie roth wurde vor Aerger, und sie widersetzte sich ihm beharrlich. Seine Begierde nach ihr stieg aber auf das Höchste und er versuchte nun durch List seinen Zweck an dem Weibe zu erreichen, aber die Pforten der List waren ihm immer zu enge *). Da gieng er eines Tags auf die Jagd, nach seiner Gewohnheit, und fieng da zwei junge Papageyen,

*) d. h. keine List gelang ihm.

die er dann mit sich nach Haus nahm und erzog. Als dieselben ein gewisses Alter erreicht hatten, trennte er sie von einander und that jeden in einen besondern Käfig. Er lehrte aber den einen sprechen: ich sah den Thürhüter mit meiner Herrin auf dem Lager meines Herrn; und den andern: was mich betrifft, so werde ich nichts sagen. Sechs Monate brauchte er dazu, bis er die Vögel diese Worte geläufig sprechen lehrte. Nachdem er es so weit mit ihnen gebracht hatte, brachte er sie zu seinem Herrn. Dieser hatte sein Wohlgefallen und seine Freude an den Papageyen, wie er sie so sprechen hörte; nur wußte er nicht, was sie sprachen, denn der Falkenträger hatte sie jene Worte in balchischer Mundart zu sprechen gelehrt. Nichts desto weniger aber schenkte der Satrap dem Geschwätz der Papageyen seine volle Bewunderung, und der Falkenträger kam deshalb bei ihm immer mehr in Ehren. Er gab sodann die Vögel unter die Hut und Aufsicht seiner Frau, welche sich gern dazu verstand. — Einige Zeit darauf begab es sich, daß angesehene Männer aus Balch zu dem Satrapen auf Besuch kamen. Er bewirthete dieselben mit ausgesuchten Speisen und

Getränken, ließ alle mögliche Arten von Früchten auftragen und machte viel Aufwand. Nachdem die Gesellschaft gespeist hatte, und man auf's Erzählen kam, gab der Satrap seinem Falkenträger zu verstehen, daß er die beiden Papageyen holen sollte. Dieser brachte dieselben, und alsbald fiengen sie an die Worte zu rufen, die man sie gelehrt hatte. Die hohen Gäste von Balch verstanden aber, was die Vögel schwazten, und es sah nur einer den andern an, indem sie vor Schaam und Verlegenheit ihre Häupter niedersenkten. Der Satrap fragte sie darauf, was denn die Vögel sprächen. Sie weigerten sich lange dies zu sagen, aber auf dringendes Fragen des Satrapen erklärten sie endlich, daß die Vögel das und das sprächen, und setzten hinzu, daß es nicht ihre Sache sey, in einem Hause zu essen, wo solche Niederträchtigkeiten vorfallen. Nach dieser Erklärung verlangte der Satrap von ihnen, daß sie die Vögel noch Anderes sprechen lassen möchten, als jene Worte. Die Gäste von Balch versuchten das, fanden aber, daß die Vögel außer dem Gesprochenen nichts Anderes zu sprechen wußten. So wurde ihnen und der Gesellschaft die Ueberzeugung von der Keusch-

heit der Frau und ihrer Schuldlosigkeit gegen den ihr gemachten Vorwurf, und an's Licht kam der Betrug des Falkenträgers. Darauf gab der Satrap Befehl, den Falkenträger vor ihn zu bringen. Als er kam, und er hatte auf seiner Hand einen weiß und schwarz gefleckten Falken, schrie ihm die Frau aus dem Haus heraus zu:

— O du, der sich selber ein Feind ist, hast du mich je das thun sehen was du die Papageyen hast aussprechen gelehrt?

Der Falkenträger erwiederte:

— Ja wohl! ich habe dich solches thun sehen, was die beiden Vögel aussagen.

Da flog der Falke auf sein Gesicht los und krazte ihm mit den Klauen das Auge aus.

Worauf die Frau:

— Mit Recht ist dir das widerfahren; das ist die Vergeltung von Gott, dem Erhabenen, für dein falsches Zeugniß!

— Dieses Beispiel, fügte Dimna bei, habe ich dir, o Richter, erzählt, daß du mehr einsehen lernen sollst, welche harte Strafe einen falschen Zeugen treffe, sowohl in dieser, als in der zukünftigen Welt.

Nach Anhörung dieser Worte Dimna's stand

der Richter auf, begab sich zu dem Löwen und erstattete demselben von Allem treuen Bericht. Der Löwe dachte über die Sache nach; dann ließ er seine Mutter rufen und theilte ihr Alles mit.

Diese sagte darauf, nachdem sie die Worte Dimna's wohl erwogen, zu dem Löwen:

— Meine Besorgniß und Furcht, daß Dimna durch seine Verschlagenheit und Schlauheit dich überlisten, ja dich um das Leben oder um die Regierung bringen werde, ist nun größer geworden als meine Besorgniß um sein früheres Verbrechen gegen dich, wo er dich durch seinen Trug und seine Anklage dahin gebracht hat, daß du deinen schuldlosen Freund um's Leben brachtest.

Diese Rede machte Eindruck auf den Löwen, und er sagte zu seiner Mutter:

— Nenne mir den, der dir solches über Dimna berichtet hat, was du mir mitgetheilt, damit ich auf rechtliche Zeugnisse hin den Todesbefehl Dimna's geben kann.

Des Löwen Mutter erwiederte:

— Ungern zwar verrathe ich ein mir anvertrautes Geheimniß, allein wenn ich nur des

Unrechts gedenke, dessen ich mich, nach der Lehre der Weisen, gegen den schuldig mache, dessen Geheimniß ich aufdecke, so wird meine Lust, Dimna getödtet zu sehen, nicht befriedigt werden; so will ich denn den auffordern, der mir das Geheimniß anvertraut hat, daß er dir selbst mittheile, was er weiß und gehört hat.

Darauf entfernte sie sich und schickte nach dem Panther. Sie ermahnte denselben sodann an seine dem Löwen schuldige Ehrerbietung, an den schönen Lohn, der ihm zu Theil werde, wenn er das Recht befördern helfe, wenn er eines Zeugnisses sich entledige, das einer wie er nicht verhehlen könne, sowie an seine Pflicht, den Bedrückten beizustehen und das über Leben und Tod entscheidende Rechtszeugniß zu begründen. Denn die Weisen, setzte sie hinzu, haben gesagt: Wer das Zeugniß für einen Todten verhehlt, für den verlautet kein Zeugniß am Tag der Auferstehung.

So hörte sie nicht auf, in ihn zu dringen, bis daß er sich erhob, vor den Löwen gieng und ihm Zeugniß ablegte von den Geständnissen, welche Dimna gethan.

Nachdem der Panther solches Zeugniß ab-

gelegt hatte, schickte der im Gefängniß sitzende Hirschwolf, der das Geständniß Dimna's mitangehört und sich dasselbe wohl gemerkt hatte, zu dem Löwen und ließ ihm sagen:

— Siehe, ich kann Zeugniß geben!

Da holte man ihn aus dem Gefängniß, und er brachte als Zeugniß wider Dimna das von demselben ausgesprochene Geständniß vor.

Da wandte sich der Löwe an die beiden Zeugen mit den Worten:

— Warum habt ihr euer Zeugniß uns vorenthalten, da ihr doch von unserer gegen Dimna angestellten Untersuchung wußtet?

Da erwiederte einer:

— Wir wußten, daß das Zeugniß einer einzigen Person noch keinen Rechtsspruch begründe, und wir wollten daher nicht unternehmen, wovon kein entscheidender Einfluß zu erwarten war. Nun, da einer von uns Zeugniß gegeben, so trat auch der andere mit seinem Zeugniß hervor.

Der Löwe war mit dieser Antwort zufrieden und gab nun Befehl, den Dimna in seinem Gefängniß umzubringen. Er starb aber eines harten Todes.

Wer diese Geschichte gelesen, der muß nun wissen, daß dem, der seinen eigenen Nutzen sucht in dem Schaden, den er Andern durch Trug und böse List zufügt, vergolten werde nach seinem Trug und seiner bösen List.

Drittes Buch.

Die Ringeltaube.

Der König Dabschelim sagte zu dem Philosophen Bidpai:

— Ich habe vernommen das Gleichniß von den beiden Liebenden, wie ein Lügner ihre Trennung verursacht und welches Ende es mit diesem genommen; erzähle mir nun aber auch, wenn du weißt, von aufrichtigen Freunden, wie ihre Verbindung begonnen und wie dann einer am andern Freude erlebt!

Der Philosoph entgegnete:

— Der Verständige rechnet mit Freunden nicht ab; Freunde aber sind die, welche für alles Gute mit ihrem Beistand bereit und bei jeglichem Mißgeschick mit ihrer Hülfe nahe sind. Ein hieher gehöriges Gleichniß ist das von der Ringeltaube, der Maus, der Gazelle und dem Raben.

— Wie ist dieses? fragte der König.

Da begann Bidpai also:

Es war, erzählt man, in dem Lande Sikawend Dschin, in der Nähe der Stadt Dahir, ein Ort, wo sich viel Wild aufhielt und welchen deßhalb auch die Jäger viel heimsuchten. An diesem Ort befand sich auch ein vielgezweigter und dichtbelaubter Baum, auf welchem ein Rabe sein Nest hatte. Eines Tages sah dieser Rabe, als er in seinem Nest saß, einen Jäger von häßlichem Ansehen und schlechtem Charakter, mit einem Netz auf seiner Schulter und mit einem Stock in der Hand sich dem Baum nähern. Den Raben überfiel Furcht vor diesem Jäger und er sprach bei sich:

— Gewiß hat diesen Mann keine andere Absicht an diesen Ort getrieben als die, entweder mir oder einem Andern den Untergang zu bringen; ich will mich aber ruhig verhalten an meiner Stelle, bis daß ich sehe, was er thun wird.

Hierauf legte der Jäger sein Netz, streute darauf als Köder Beeren und versteckte sich in der Nähe desselben. Nur kurze Zeit stand es an, so näherte sich diesem Netze eine Ringel-

taube, die Königin der Tauben, und mit ihr viele andere Tauben. Sie bemerkten das Netz nicht, fielen über die Beeren her und blieben insgesammt in dem Netze hängen. Hoch erfreut näherte sich der Jäger. Die Tauben flatterten aber alle gewaltig in ihren Stricken und bemühten sich, jede für sich, den Stricken zu entkommen. Da sprach die Ringeltaube:

— Versaget euch nicht die gegenseitige Hülfe bei eurem Bemühen, keine soll für sich mehr besorgt seyn als für die andere; insgesammt wollen wir einander helfen und uns bemühen, daß wir das Netz in die Luft heben und so die eine durch die andere gerettet werde!

Durch vereintes Bemühen konnten sie das Netz von der Erde wegbewegen und sich mit demselben in die Luft erheben. Der Jäger gab aber seine Hoffnung auf die Tauben nicht auf, indem er glaubte, daß sie nicht weit kommen und bald mit dem Netze wieder niedersinken würden. Der Rabe, welcher das Alles mit angesehen, sprach nun bei sich:

— Ich will doch den Tauben folgen und sehen, was aus ihnen wird.

Als die Ringeltaube sich umsah, erblickte

sie den Jäger, der ihnen nachfolgte. Da sprach sie zu den Tauben:

— Dieser Jäger gibt sich alle Mühe eurer habhaft zu werden; wenn wir nun auf dem offenen Felde bleiben, so werden wir seinem Blick nicht entgehen und er wird nicht aufhören uns zu verfolgen, wenn wir uns dagegen nach dem Walde hinwenden, so wird er uns aus dem Blick verlieren und dann seines Weges gehen. Ich habe aber an einem gewissen Orte eine Maus zur guten Freundin; wenn wir uns zu dieser begäben, so würde sie uns diese Stricke entzwei machen.

Solches thaten denn auch die Tauben, und der Jäger gab alle Hoffnung auf sie auf, und gieng seines Wegs fort, indeß der Rabe ihnen immer nachfolgte.

Sowie sie bei der Maus anlangten, befahl die Ringeltaube ihren Tauben, daß sie sich nun auf die Erde herabsenken sollten, und sie selbst rief der Maus, welche für Fälle der Gefahr hundert Löcher hatte, bei ihrem Namen, welcher war Zirak. Die Maus entgegnete aus ihrem Loche heraus:

— Wer bist du?

Es wurde ihr die Antwort:

— Ich bin deine Freundin, die Ringeltaube.

Da näherte sich ihr die Maus eilends und redete sie also an:

— Wie bist du doch in dieses Netz gerathen?

Die Ringeltaube erwiederte ihr:

— Weißt du nicht, daß weder Gutes noch Böses Jemanden treffen kann, es sey denn durch göttliche Fügung über ihn bestimmt, diese Fügung ist es, welche mich in dieses Netz gerathen ließ. Kann ja dem göttlichen Beschluß nicht entgehen wer stärker ist als ich und mächtiger, und muß sich selbst Sonne und Mond verfinstern, wenn solches von der Gottheit über sie verfüget wird!

Hierauf machte sich die Maus an das Zernagen des Knotens, in welchem die Ringeltaube verstrickt war. Diese aber sprach zu ihr:

— Nage zuerst die Knoten der übrigen Tauben entzwei, nach dem mache dich an meinen Knoten!

Solches sagte sie zu der Maus mehreremal, allein diese achtete immer nicht auf ihre Rede. Am Ende, nachdem die Ringeltaube ihre

Worte vielfach wiederholt, sprach die Maus zu ihr:

— Du wiederholst da immerfort Worte gegen mich, als ob du nicht selber in Noth wärest, als ob du mit dir selber kein Mitleiden hättest und als ob du nicht auf dein eigenes Wohl bedacht seyn müßtest!

Die Ringeltaube erwiederte:

— Ich fürchte, daß du, wenn du mit dem Zernagen meines Knotens anfängst, du daran genug bekommen und im Zernagen der übrigen Knoten läßig werden möchtest; während dem ich weiß, daß, wenn du zuerst die übrigen Knoten zernagt hast und der meinige allein noch übrig ist, du mich nicht, auch wenn du ganz ermattet wärest, in dem Netze wirst lassen wollen.

Die Maus entgegnete:

— Das ist so, weil meine Neigung und Liebe zu dir so groß ist!

Hierauf zernagte die Maus vollends alle Knoten, so daß die Ringeltaube mit ihren Tauben davonfliegen konnte.

Als der Rabe solche Handlung der Maus gesehen, wünschte er auch ihre Freundschaft zu

machen. Er nahte sich ihr daher und rief sie bei ihrem Namen. Die Maus streckte alsbald ihren Kopf aus ihrem Loch hervor und fragte:

— Was ist dein Begehren?

— Ich möchte gern, erwiederte der Rabe, mit dir Freundschaft machen.

Worauf die Maus erwiederte:

— Zwischen mir und dir gibt es keine Verbindung, und dem Klugen gebührt es, daß er nur nach solchem verlange, was zu erreichen ihm möglich ist, und daß er dagegen dem entsage, was zu erreichen ihm nicht möglich ist; du aber bist der Fresser und ich eine Speise für dich.

Der Rabe entgegnete:

— Dich zu fressen und daß du mir zur Speise dientest, ist durchaus nicht, was ich suche; denn deine Freundschaft ist mir wünschenswerther, als das was du erwähnt hast; und du handeltest nicht recht, wenn du mich, da ich gekommen bin deine Freundschaft zu suchen, in meiner Hoffnung täuschtest und mich abwiesest, denn ich habe an dir Eigenschaften bemerkt, welche mir eine große Neigung zu dir einflößten, obgleich du nicht das Verlangen

hattest, dieselben mir bemerklich zu machen; denn die Vortrefflichkeit des Klugen kann nicht verborgen bleiben, auch wenn er sie zu verbergen sucht, gleichwie der Moschus, auch wenn er eingeschlossen ist, seinen köstlich duftenden Wohlgeruch verbreitet.

Die Maus erwiederte:

— Siehe, die heftigste Feindschaft ist die von Natur angeborene; diese kann aber von doppelter Art seyn, entweder eine gegenseitige, wie die zwischen dem Elephanten und dem Löwen, wo bald der Löwe den Elephanten und bald der Elephant den Löwen umbringt; oder eine einseitige, wo nur der Eine dem Andern feind ist, wie die Feindschaft, die zwischen mir und der Katze, so wie zwischen mir und dir Statt findet; diese Feindschaft aber, die unter uns ist, kann dir nicht zum Schaden gereichen, ihr Schaden kann nur auf mich fallen, und siehe, wenn man das Wasser auch lange wärmt, so hindert das doch nicht, daß es das Feuer auslöscht, wenn man es darüber schüttet. Wer aber mit seinem Feind Freundschaft macht und sich mit ihm verbindet, der gleichet dem Manne, welcher eine Schlange in

seinen Busen aufnimmt; und der Kluge geht nicht ein in eine Verbindung mit seinem Feinde außer mit großem Bedenken.

Der Rabe entgegnete:

— Ich verstehe was du sagst, allein bei deinen vortrefflichen Eigenschaften solltest du die Aufrichtigkeit meiner Worte erkennen und mir das Herz nicht so schwer machen durch deine Rede: eine Verbindung zwischen uns ist nicht möglich; denn siehe, die Verständigen, Ehrenwerthen verlangen nicht für eine erwiesene Wohlthat Vergeltung, und Freundschaft zwischen Rechtschaffenen schließt sich leicht und bricht sich schwer, gleichwie ein goldenes Geschirr nicht leicht zerbricht und schnell wieder ausgebessert werden kann, wenn es einen Riß oder Mackel bekommt; Freundschaft dagegen zwischen Schlechten bricht sich leicht und schließt sich schwer, gleichwie ein irdenes Geschirr leicht zerbricht und bei der ersten Verletzung entzwei geht, ohne je wieder hergestellt werden zu können. Der Ehrenwerthe ferner fühlt sich hingezogen zu dem Ehrenwerthen, der Ehrlose dagegen fühlt sich zu Niemanden hingezogen, es sey denn wegen eines Begehrens oder aus Furcht;

ich aber fühle ein Bedürfniß nach deiner Liebe und deinem Wohlwollen, weil du edelmüthig bist, und ich werde daher an deinem Eingang bleiben, ohne Speise zu mir zu nehmen, bis daß du mit mir Freundschaft gemacht hast.

Die Maus erwiederte:

— Ich gehe die Freundschaft mit dir ein, denn ich habe noch Niemanden die Erfüllung seines Wunsches versagt, und ich habe, was ich dir zuerst gesagt habe, nur gesagt in der Absicht, mich in Sicherheit zu stellen; solltest du mich dennoch betrügen, so sage dann nicht: ich habe an der Maus gefunden, daß sie sich leicht betrügen läßt.

Darauf gieng sie aus ihrem Loch hervor, blieb aber an dem Eingang desselben stehen. Da sprach der Rabe zu ihr:

— Was hält dich ab, zu mir herauszukommen und dich mir vertraut zu nähern? oder ist in deiner Seele immer noch Argwohn gegen mich?

Die Maus erwiederte:

— Siehe! die Leute der Welt geben sich untereinander zweierlei Gaben und sind ihretwegen untereinander verbunden, nemlich: Ga-

ben des Geistes und Gaben der Hand. Die, welche sich gegenseitig mit geistigen Gaben beschenken, das sind die rechten Freunde; dagegen die, welche sich nur mit Gaben beschenken, welche man mit der Hand gibt, das sind solche, die auf Erwiederung rechnen, die nur auf den Nutzen sehen, welcher ihnen durch den andern werden soll; wer aber dem Andern eine Wohlthat erweist blos aus Rücksicht auf weltlichen Nutzen, der gleichet hinsichtlich dessen, was er gibt, dem Jäger, welcher dem Vogel Beeren als Köder hinstreut, denn dieser beabsichtigt sich dadurch nicht den Nutzen des Vogels, sondern nur seinen eigenen Nutzen. Bei Weitem vorzüglicher als die Gaben, welche man mit der Hand gibt, sind die Gaben des Geistes, und auf solche rechne ich bei dir, sowie was dir von mir zu Theil werden soll auch solche Gaben seyn werden. Was mich aber abhält zu dir herauszukommen ist nicht ein schlimmer Verdacht, den ich gegen dich hätte, sondern weil ich weiß, daß du Freunde hast, deren natürliche Anlage wie die deinige ist, die aber ganz anderer Gesinnung gegen mich sind als du.

Der Rabe entgegnete:

— Es gehört zu den Kennzeichen eines wahren Freundes, daß er dem Freunde seines Freundes Freund sey, dagegen dem Feinde seines Freundes Feind; der soll mir aber nicht Genosse und Freund bleiben, welcher dir sich nicht in Liebe ergibt, von einem solchen mich zu trennen wird mir leicht seyn!

Auf dieses hin kam die Maus zu dem Raben heraus, worauf sich beide gegenseitig die Hand und ihre Aufrichtigkeit zu erkennen gaben. So lebten sie miteinander in vertrauter Freundschaft, bis nach einiger Zeit der Rabe sich an die Maus mit den Worten wandte:

— Siehe! dein Loch ist in der Nähe einer von Menschen besuchten Straße, ich fürchte deshalb, daß einmal ein junger Bursche mit einem Stein nach dir werfen möchte; ich habe aber eine Wohnung an einem abgelegenen Ort und daselbst eine Schildkröte zur guten Freundin; dort gibt es Fische in reichlicher Menge, so daß wir da immer zu essen finden, deshalb möchte ich dich an diesen Ort mitnehmen, damit wir miteinander in Sicherheit daselbst lebten.

Die Maus erwiederte:

— Ich weiß Geschichten und Erzählungen, womit ich dich unterhalten will, wenn wir dahin gelangt sind, wohin du mich bringen willst, drum thue, was dir beliebt!

Da nahm der Rabe die Maus an ihrem Schwanz und flog mit ihr fort, bis daß er sie an den erwünschten Ort hinbrachte. Als er sich der Wasserquelle näherte, in welcher die Schildkröte sich aufhielt, erblickte sie ihn mit der Maus, weshalb ein Schrecken sie überfiel, da sie nicht wußte, daß die Maus seine Freundin war. Der Rabe redete die Schildkröte alsbald an, worauf sie zu ihm herauskam und ihn fragte, woher er komme. Er erzählte ihr dann seine Geschichte, wie er den Tauben nachgefolgt und was diesen begegnet, sowie was zwischen ihm und der Maus vorgefallen, bis daß er sie hieher gebracht.

Nachdem die Schildkröte das Benehmen der Maus vernommen, gab sie ihr großes Wohlgefallen an derselben Klugheit und Treue zu erkennen, hieß sie bestens willkommen und fragte sie darauf:

— Was hat dich in diese Gegend getrieben?

Der Rabe aber wandte sich an die Maus mit den Worten:

— Erzähle mir die Geschichten, welche du mir mitzutheilen versprochen hast, besonders da ein ähnliches Verlangen an dich auch die Schildkröte hat, welche dir dasselbige gelten soll, was ich dir gelte!

Hierauf begann die Maus also:

— Mein Aufenthalt im Anfang meines Lebens war in Madaweret in dem Hause eines Mönches, der keine Leute und keine Familie hatte. Täglich brachte man diesem Mann einen Korb mit Speise, wovon er so viel aß, bis er satt war, und das Uebrige hob er auf. Ich wartete es immer ab, bis er ausgieng, und machte mich dann an den Korb, in dem ich keine Speise ließ, da ich dieselbe entweder selbst verzehrte oder sie den andern Mäusen hinwarf. Mehreremal versuchte der Mann den Korb an einen Ort aufzuhängen, an den ich nicht sollte gelangen können, allein das vermochte er immer nicht, bis daß eines Abends ein Gast zu ihm kam. Er und sein Gast aßen miteinander und begannen darauf sich zu erzählen. Der Mönch fragte seinen Gast:

— Von welchem Lande kommst du her und wohin willst du dich nun wenden?

Dieser Gast aber hatte schon alle Gegenden durchwandert und vieles Wunderbare gesehen. Er erzählte daher dem Mönch von den Städten, welche er bereist und von wunderbaren Dingen, die er gesehen hatte. Wie er aber mitten im Erzählen war, schlug der Mönch seine Hände an einander, um mich von dem Korbe zu vertreiben. Hierüber erzürnete der Gast und sprach:

— Ich erzähle dir, und du spottest meiner Erzählung; wie konntest du denn mich darum ersuchen?

Der Mönch entschuldigte sich vor ihm, indem er sagte:

— Ich habe mit meiner Hand nur geklatscht, um eine Maus zu vertreiben, die mir viel zu schaffen macht und die mir Alles, was ich in meinem Haus niederlege, wegfrißt.

Der Gast fragte hierauf:

— Eine einzige Maus thut das, oder viele Mäuse?

Der fromme Mann erwiederte:

— Es sind viele Mäuse in meinem Haus, aber Eine ist darunter, die mich immer über=

listet und der ich durch keine List habhaft werden kann.

Der Gast entgegnete:

— Du erinnerst mich da an das Wort dessen, der gesagt hat: nicht umsonst hat dieses Weib ausgehülsten Sesam für nicht ausgehülsten hingegeben.

— Wie war das? fragte der Mönch.

Sein Gast begann hierauf also:

Die Frau, die einen Tausch macht.

— Ich kam einmal zu einem Mann an dem und dem Ort; wir nahmen mit einander unser Abendbrod, darauf bereitete er mir ein Lager und er selbst streckte sich auf sein Lager mit seiner Gattin; zwischen mir und ihnen aber war ein Haus von Schilf. Gegen das Ende der Nacht hörte ich den Mann zu seiner Gattin sagen:

— Ich will auf morgen eine Gesellschaft laden, daß sie bei uns esse, drum bereite Speise für sie!

Das Weib erwiederte ihm:

— Wie kannst du Leute zum Essen einladen, da du für deine eigene Familie nichts Uebriges

hast in deinem Haus? du bist doch ein Mann, der nichts bewahren und nichts aufsparen kann!

Der Mann entgegnete:

— Laß dir's doch nicht seyn um eine Mahlzeit und eine Gabe, denn das Sammeln und Aufsparen hat oft ein Ende, wie das Ende des Wolfes war.

— Wie war das? fragte das Weib.

Da fuhr der Mann also fort:

Der Jäger und der Wolf.

— Eines Tages gieng ein Jägersmann auf die Jagd aus, versehen mit Bogen und Pfeilen. Er war noch nicht weit gegangen, so schoß er eine Gazelle. Er nahm sie dann auf seinen Rücken und wollte nach seiner Wohnung zurückkehren. Da kam ihm aber ein wildes Schwein in den Weg; er schoß einen Pfeil auf dasselbe ab und traf; allein das Schwein stürzte auf ihn los, haute ihn mit seinen Zähnen auf solche Weise, daß ihm der Bogen aus der Hand flog, und Mann und Schwein fielen tod nieder. Da kam ein Wolf herzu; der sprach bei sich: dieser Mann und die Gazelle und das Schwein geben

mir auf eine Zeit lang hinlängliche Speise; allein ich will den Anfang machen mit dem Bogen und diesen zuerst fressen, für heute werde ich an demselben genug haben. Darauf machte er sich an den Bogen, um ihn entzwei zu machen, allein wie er entzwei gieng, flog auch der Sattel des Bogens auf und traf seinen Hals, und er fiel todt nieder.

— Dieses Gleichniß habe ich dir nur erzählt, daß du sollst einsehen lernen, wie das Sammeln und Aufsparen ein sehr schädliches Ende haben kann.

Das Weib entgegnete hierauf:

— Es ist gut, was du gesagt hast. Wir haben von Reis und Sesam noch so viel, als für sechs oder sieben Personen genug ist, und ich will morgen früh die Speise bereiten, lade nur ein wen du haben willst!

Wie der Morgen kam, nahm dann das Weib den Sesam, hülste ihn aus und legte ihn in die Sonne, damit er trocken würde. Zu einem ihrer Knaben sagte sie dann:

— Jage davon die Vögel und die Hunde weg!

So verwandte das Weib auf die Bereitung

des Sesam allen möglichen Fleiß. Allein der Knabe gab nicht Acht auf den Sesam, und es kam ein Hund und benäßte ihn. Da hielt ihn das Weib für unrein und wollte ihn deshalb nicht mehr zum Essen zubereiten. Sie brachte ihn dann auf den Markt und tauschte darum eben so viel unausgehülsten Sesam ein. Ich aber stand auf dem Markte und hörte da einen Mann sagen: Nicht umsonst hat dieses Weib ausgehülsten Sesam für nicht ausgehülsten dahin gegeben!

— Ebenso, fügte der Mann hinzu, sage ich in Bezug auf diese Maus, von der du gesprochen, daß sie nicht ohne ein besonderes Bewandniß im Stande ist, das zu thun, worüber du dich beschwerst. Drum sieh mir um ein Beil, vielleicht daß ich ihr Loch aufgrabe und ihrem Thun und Treiben etwas auf die Spur komme!

Da borgte der fromme Mann von einem seiner Nachbarn ein Beil und brachte es seinem Gast.

— Ich war aber damals, fuhr die Maus fort, in einem Loche, welches nicht das meinige war und hörte ihre Rede mit an; in mei-

nem Loche war aber ein Beutel mit hundert Denaren, ich weiß nicht wer ihn hingelegt hat.

Da grub der Gast nach, bis daß er auf die Denare kam, mit welchen er dann zu dem frommen Manne gieng, und sagte zu ihm:

— Durch nichts Anderes war die Maus im Stande da hinaufzuspringen, wohin sie bisher immer gesprungen ist, als durch diese Denare, denn durch Geld wird man mächtig und gewinnt man an Einsicht und Ansehen, und du wirst sicherlich sehen, daß sie nun nach solchem nicht mehr im Stande seyn wird, da hinaufzuspringen, wohin sie bisher gesprungen ist!

— Des andern Morgens versammelten sich die Mäuse, die meine Mitbewohner waren, und sprachen zu mir:

— Der Hunger hat sich bei uns eingestellt und du bist's, auf die wir unsere Hoffnung setzen.

— Da gieng ich, begleitet von den übrigen Mäusen, nach dem Platze hin, von wo aus ich in den Korb zu springen pflegte. Ich versuchte solches wieder mehreremal, allein ich war es nicht im Stand. Da merkten die Mäuse die

Abnahme meiner Kräfte und ich hörte sie darauf sagen:

— Wendet euch von ihr ab und rechnet nicht mehr auf sie, denn wir sehen sie nun unvermuthet in einem Zustand, wo sie selber eines bedürfte, der ihr Nahrung verschaffete!

— So verließen sie mich, und hängten sich an meine Feinde, und erwiesen mir Unrecht und machten sich in meiner Abwesenheit an einen, der mir nachstellen sollte, um mich aus dem Leben zu schaffen, und verfolgten mich mit Neid. Da sprach ich in meiner Seele:

— Es gibt keine Brüder und keine Helfer und keine Freunde, als wenn man bei Vermögen ist. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß, wenn einer, der kein Vermögen besitzt, irgend eine Sache ausführen möchte, seine Armuth ihn daran hindert, und er stehen bleiben muß, wo er ist, gleichwie das Wasser, welches in den Thälern von dem Winterregen stehen bleibt, in keinen Fluß fließt und nach keinem Orte hin läuft, sondern von der Erde eingesogen wird. Ferner habe ich gefunden, daß: wer keine Freunde hat, sich verlassen sieht; wer keine Kinder hat, ohne Namen bleibt, und wer ohne

Vermögen ist, auch keinen Verstand hat sowie keine Aussicht weder für dieses noch für das zukünftige Leben; denn sobald ein Mann arm ist, so trennen sich von ihm seine Verwandte und Freunde. Ein Baum, der an salzigem Boden gepflanzt ist und von allen Seiten angefressen, gleicht dem Zustand des Armen, welcher der Gaben menschlicher Hände bedarf. Die Armuth habe ich kennen gelernt als das Haupt alles Unheils, als ein Uebel, wodurch der welcher damit behaftet ist, sich aufgefordert sieht zu jeglichem Haß und als eine Fundgrube der Betrügerei. Ferner: Wenn ein Mann arm geworden ist, so verfolget ihn mit schlimmem Verdacht der, welcher vorher das beste Vertrauen in ihn setzte, und es faßt eine schlimme Meinung von ihm der, welcher vorher nur Gutes von ihm glaubte, und wenn ein Anderer ein Verbrechen begeht, so fällt der Verdacht davon auf ihn. Es gibt keine Eigenschaft, welche dem Reichen zum Lobe gereicht, die nicht dem Armen zum Tadel gereichte; denn wenn er kühn ist, so nennt man ihn unbesonnen; wenn er freigebig ist, so heißt man ihn einen Verschwender; wenn er sanftmüthig ist, so heißt man ihn

schwach; und wenn er bescheiden ist, so nennt man ihn stumpfsinnig. Drum ist der Tod leichter zu ertragen als die Armuth, die betteln gehen muß; das Schrecklichste ist aber, wenn der Arme mit seiner Bitte um eine Gabe an geizige und schmutzige Menschen geräth. Ja, wenn man von einem, der Ehrgefühl hat, verlangte, daß er seine Hand in den Mund einer Viper stecken solle, um ihr Gift daraus zu holen und es zu verschlingen, so wäre ihm das leichter und lieber als einen Geizigen und Schmutzigen um eine Gabe zu bitten!

— Ich sah aber, fuhr die Maus in ihrer Erzählung fort, wie der Gast die Denare nahm und sie mit dem frommen Mann theilte. Dieser that dann seinen Theil in ein Kästchen, welches er neben sein Haupt hinstellte, als die Nacht hereinbrach. Da wünschte ich mir wieder etwas von dem Geld zu Theil zu machen und es in mein Loch zurückzubringen, indem ich der Hoffnung war, daß solches meine Macht wieder erhöhen oder einige meiner Freunde mir wieder verschaffen könnte. Ich machte mich daher auf den Weg zu dem frommen Mann, wie er schlief, und kam bis in die Nähe seines

Hauptes; allein sein Gast, den ich wachend fand und mit einer Gerte in der Hand, gab mir einen Hieb auf den Kopf, der mich sehr schmerzte, und ich entrann in mein Loch. Nachdem mein Schmerz sich gelegt hatte, trieb mich wieder idasselbige Verlangen nach den Denaren aus meinem Loch heraus, allein der Gast paßte mir nmmer auf und gab mir diesmal mit seiner Gerte einen solchen Schlag, daß das Blut von mir herabfloß, ich wälzte mich auf Rücken und Bauch in mein Loch hinein, und drauf wurde es mir ganz ohnmächtig. Die Schmerzen, die ich erduldet, hatten zur Folge, daß mir das Geld etwas Verhaßtes wurde, so daß ich jetzt vom Geld nicht mehr kann sprechen hören, ohne daß mich Zittern und Angst überfiele. Bei einem Rückblick dann auf alle mich bisher betroffene Leiden fand ich, daß alles Ungemaches Ursache auf der Welt die Begierden sind. Wer es aber mit der Welt hält, für den werden Mißgeschick, Mühseligkeit und Ungemach kein Ende nehmen. Ich zog es dann vor mich den Mühseligkeiten weiter Reisen zu unterziehen und die weite Welt zu suchen, als die Hand nach den Gaben eines freigebigen Mannes auszustrecken.

Ich hatte nie Zufriedenheit und Genügsamkeit gefunden, fand sie aber, nachdem ich das Haus des Mönches verlassen und mich auf das Feld gemacht hatte. Hier hatte ich eine Taube zur Freundin und durch ihre Freundschaft ist mir die Freundschaft des Raben zu Theil geworden. Dieser hat mir dann von dem liebevollen Verhältniß erzählt, das zwischen dir und ihm Statt finde, und mir gesagt, daß er zu dir gehen wolle. Da fand ich es gut ihn zu begleiten, und wollte nicht so allein bleiben. Es gibt aber auf der Welt keine Freude, welche der Freude von Freunden gleich käme, die beisammen leben dürfen, sowie keinen Schmerz, welcher dem Schmerz der Freunde glieche, die sich trennen müssen. Ich habe erfahren und weiß nun, daß der Kluge von der Welt nicht mehr haben will, als was er zu seines Leibes Nahrung bedarf; solche Genügsamkeit wird ihn vor allem Schaden bewahren und bei seinem täglichen hinreichenden Brod wird er zufriedener seyn, als der, welcher viel zu essen und zu trinken hat, wenn er dasselbige nur in Gesundheit und frohem Muth genießt. Und wenn einem Mann die Welt mit allem was in ihr ist gegeben würde, so könnte er doch

nur das Wenige davon sich zu Nutz machen, was er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse bedarf. Mit solchen Ansichten habe ich mich in Gesellschaft des Raben dir genähert, und ich bin dir nun Bruder und als solchen mögest auch du mich aufnehmen!

Nachdem die Maus ihre Rede vollendet, erwiederte ihr die Schildkröte dieselbe mit freundlichen Worten, indem sie sagte:

— Ich habe deine Rede vernommen und finde außerordentlich schön und gut was du gesagt hast; nur in Beziehung auf dein Wort: bleibender Besitz ist der geistige, habe ich dir zu sagen, daß das schöne Wort seine Vollendung erst erhält durch die schöne That. So wird dem Kranken, welcher ein Heilmittel für seine Krankheit kennt, dasselbe aber nicht anwendet, diese seine Kenntniß zu nichts helfen, und er wird dadurch keine Erleichterung für seine Krankheit finden. Drum bringe deine Ansicht in Anwendung und betrübe dich nicht über den Mangel an Vermögen! Denn der Mann, welcher männlichen Muth besitzt, wird hoch geachtet, auch wenn er ohne Vermögen ist, gleichwie der Löwe gefürchtet wird, auch wenn er

ruhig daliegt; und der Reiche, der ohne männlichen Muth ist, wird verachtet, wenn er auch noch so viel Vermögen besäße, gleichwie man auf den Hund nicht achtet, wenn er auch noch so sehr schmeichelt. So mache dir auch nichts daraus, daß du die Deinigen hast verlassen müssen, denn der Kluge fühlt sich nirgends verlassen, sowie der Löwe, wohin er sich auch wende, immer seine Stärke bei sich hat. Führe nur hübsch aus, was du dir selber zugesagt; denn wenn du solches thust, so kommt das Gute dich zu suchen, gleichwie das Wasser seinen Abfluß sucht. Nur wer mit Willensfestigkeit und Umsicht handelt, wird sich verdient machen, wo dagegen kein Verdienst sich versprechen darf, wer träge ist und sich bald so bald anders besinnt, so wenig als ein junges Weib aus der Verbindung mit einem abgelebten Greis sich etwas wird versprechen dürfen. Man nennt unter den Sachen, auf die man sich nicht verlassen könne und die keinen Bestand haben: die schwarze Wolke, welche im Sommer aufsteigt, die Freundschaft der Schlechten, die Liebe der Weiber, die Nachricht, welche ein Lügner gibt und den Reichthum. Der Kluge aber betrübt sich nicht, wenn

er nur wenig Vermögen besitzt, denn sein Vermögen ist sein Verstand, und was er als gut erkannt hat, das thut er; deshalb ist er sicher, daß ihm nicht geraubt wird, was er gethan hat und daß er nicht belangt werden kann wegen etwas, das er nicht gethan hat. Er, der Kluge vergißt auch nicht des zukünftigen Lebens, denn der Tod kommt ganz unversehens und es ist ihm keine bestimmte Zeit gesetzt. Du hättest zwar nicht, schloß die Schildkröte, meiner Ermahnung bedurft, bei der Kenntniß die du hast, allein du siehst, daß ich nur deine Aussagen bestätigen und weiter ausführen wollte. Du bist nun unser Bruder, und was uns gehört ist auch dir beschеert.

Als der Rabe die Rede der Schildkröte an die Maus vernommen und ihre freundliche Antwort, freute er sich darüber und sprach:

— Du hast mir Freude bereitet und mir Gutes erwiesen, drum möge auch dir eben solche Freude zu Theil werden, wie du mir zu Theil werden ließest. Die höchsten Freuden werden aber dem zu Theil, dessen Haus stets von Freunden besucht wird, und der unter seinen Freunden nur rechtschaffene Leute zählt, der immer

eine Gesellschaft von Freunden bei sich findet, denen er Freude verschaffen darf, und die ihm Freude zu bereiten suchen, und der all ihren Angelegenheiten und Bedürfnissen die nöthige Aufmerksamkeit schenkt, um dieselben befriedigen zu können. Auch wird den Edlen, wenn er wankt, Niemand an der Hand ergreifen, um ihn aufrecht zu halten, als der Edle, gleichwie dem Elephanten, wenn er in einen Sumpf gefallen, Niemand heraushelfen wird als die Elephantin.

Während dem daß der Rabe so sprach, kam auf sie eine Gazelle in schnellem Lauf zu. Vor Schrecken tauchte sich die Schildkröte unter das Wasser, die Maus entrann in ihr Loch und der Rabe flog davon und setzte sich auf einen Baum. Darauf flog der Rabe in der Luft herum, um zu sehen, ob die Gazelle von Jemanden verfolgt werde, allein er wurde nichts gewahr. Dann redete er die Maus und die Schildkröte an und sie kamen, die eine aus ihrem Loch, die andere aus dem Wasser heraus.

Die Schildkröte wandte sich hinfort an die Gazelle, als sie dieselbige nach dem Wasser hinblicken sah, mit den Worten:

— Trinke nur, wenn du Durst hast und sey ohne Furcht, denn du hast nichts zu befürchten.

Die Gazelle näherte sich, und die Schildkröte hieß sie willkommen und begrüßte sie, indem sie zu ihr sagte:

— Woher kommst du?

Die Gazelle erwiederte:

— Ich hielt mich bisher immer in diesen Feldern da auf, allein die Bogenschützen hörten nicht auf, mich zu vertreiben von einem Ort zum andern. Heute sah ich einen alten Mann; da fürchtete ich, daß es ein Jäger seyn möchte und entfloh.

Die Schildkröte entgegnete:

— Fürchte nichts, denn siehe wir haben hier noch nie einen Jäger gesehen und wir theilen mit dir unsere Liebe und unsern Wohnort; auch gibt es bei uns Wasser und Futter in Fülle, drum verschmähe nicht unsern Freundschaftsbund!

Sie hatten aber eine Art Hütte, in der sie zusammen zu kommen pflegten, und wo sie sich Neuigkeiten und Erzählungen mittheilten. Eines Tages befanden sich der Rabe und die Maus und die Schildkröte in der Hütte; die Gazelle

stellte sich nicht ein; sie warteten eine Stunde lang, allein sie kam nicht; endlich befürchteten sie, daß ihr ein Unheil widerfahren seyn möchte. Die Maus und die Schildkröte sprachen daher zu dem Raben:

— Sieh dich um, ob du nichts siehst, was uns angeht?

Da flog der Rabe aus und umkreiste die ganze Gegend, und siehe da! er erblickte die Gazelle in Stricken gefangen. In aller Eile flog er zu seinen Freunden zurück und that ihnen solches zu wissen. Da sprach die Schildkröte und der Rabe zu der Maus:

— Hier kann wieder durch Niemand Rettung erwartet werden, als durch dich; drum komm deinem Bruder zu Hülfe!

Die Maus lief so schnell als möglich, bis sie zu der Gazelle kam, und redete dieselbe also an:

— Wie bist du in das Netz gerathen, da du doch so scharfsichtig bist?

Die Gazelle entgegnete:

— Vermag denn die Scharfsichtigkeit etwas gegen die göttlichen Fügungen?

Während diese beide so miteinander sprachen,

gelangte zu ihnen die Schildkröte. Da wandte sich die Gazelle an sie mit den Worten:

— Was hast du doch gedacht, daß du zu uns kommst? Siehe, wenn der Jäger auf uns loskommt, so kann ich, wenn die Maus meine Stricke entzwei gemacht hat, ihm entrinnen vermöge meines schnellen Laufs, und für die Maus gibt es viele Löcher, und der Rabe kann davonfliegen, du aber bist schwerfällig und kannst dich nicht schnell fortbewegen, deshalb fürchte ich für dich den Jäger.

Die Schildkröte entgegnete:

— Es ist kein Leben, wenn man von seinen Lieben sich getrennt sieht, und wem der vertraute Herzensfreund entrissen wird, dem wird sein Herz geraubt, dem verschließen sich alle Freuden und dem verdunkelt sich das Auge.

Noch nicht hatte die Schildkröte ihre Rede vollendet, so kam auf sie der Jäger zu, gerade wie die Maus mit dem Zernagen des Netzes fertig geworden war. So entkam die Gazelle, und der Rabe flog davon, indem er die Luft durchkreiste, und die Maus drang in eines der Löcher; nur die Schildkröte blieb zurück. Der Jäger kam herbei, fand seine Stricke zernagt,

sah sich rechts und links um, gewahrte aber nur die Schildkröte, wie sie langsam fortschlich. Er packte sie dann und band sie. Nicht lange stand es an, so kamen der Rabe und die Maus und die Gazelle zusammen und bemerkten, wie der Jäger die Schildkröte gebunden hatte, was ihnen tiefen Schmerz verursachte. Darauf sprach die Maus:

Diesmal sahen wir ein Unheil von uns abgewendet nur, um in ein größeres zu gerathen. Ja, der hat recht gesprochen, der gesagt hat: der Mensch hört nicht auf im Glück zu seyn, so lang ihn das Glück begünstigt, sobald aber einmal das Glück von ihm gewichen, so verfolgt ihn auch auf dem Fuße das Unglück und er wird fallen, selbst wenn er auf ebenem Boden geht. Ich bin in Furcht für die Schildkröte, der besten Freundin, deren Freundschaft nicht eine solche ist, die auf Wiedererstattung und auf Bitten wartet, sondern vielmehr eine solche, die was sie thut aus Grosmüthigkeit und Edelmuth thut, eine Freundschaft, welche den Vorzug hat vor der des Vaters zu seinem Kind, eine Freundschaft, der nichts ein Ende zu machen fähig ist, als allein der Tod. Wehe dem Wesen, das al-

lem Unheil ausgesetzt ist und immer dem Wechsel und der Veränderung unterworfen, für den es keinen bleibenden Besitz gibt und für den nichts Bestand hat, das einem Wechsel ausgesetzt ist, wie der der Gestirne ist, die aufgehen für eine kurze Zeit und dann wieder untergehen, und die untergehen auf eine Weile und dann wieder aufgehen. Wer sich aber von seinen Freunden, nachdem er mit ihnen wieder zusammengekommen, aufs Neue getrennt sieht, der empfindet ähnlichen Schmerz wie der empfindet, dessen bereits vernarbte Wunde wieder verletzt wird.

Hierauf entgegnete der Maus die Gazelle und der Rabe:

— Deine Furcht ist auch die unsrige, allein deine Rede, wenn sie auch gleich beredt ist, hilft der Schildkröte zu nichts, und siehe! es wird gesagt: die Menschen werden nur erkannt im Unglück, der Ehrliche nur, wenn er wieder gibt was er erhalten, die Hausgenossen und Kinder nur, wenn Armuth ihren Herrn oder Vater trifft, und die Freunde nur in Zeiten der Noth.

Da nahm die Maus das Wort und sprach:

— Ich habe eine List ersonnen, wodurch wir die Schildkröte retten können. Diese besteht dar-

lu, daß du, Gazelle, hingeheſt und dich dem Blick des Jägers zeigeſt, indem du dich verwundet ſtellſt, und daß der Rabe dann über dich herfalle, als ob er dich freſſen wollte, während dem ich ſchnell laufen will, um in die Nähe des Jägers zu kommen, daß ich ihn beobachten kann; vielleicht daß er die Inſtrumente wegwirft, die er bei ſich hat, und die Schildkröte liegen läßt in der Abſicht, dir nachzujagen und dich einzuholen. Wenn er ſich dann dir nähert, ſo flieh vor ihm, aber nur eine Strecke weit, daß er das Verlangen nach dir nicht aufgibt, und mache es ihm manchmal möglich dich zu fangen; auf ſolche Weiſe treib es mit ihm ſo lang, als du kannſt. So hoffe ich, daß er nicht früher ſich zurückwenden wird, als bis ich die Stricke der Schildkröte entzwei genagt und ſie befreit habe.

Da thaten der Rabe und die Gazelle, was ſie die Maus geheißen hatte. Der Jäger verfolgte dann die Gazelle, bis daß er, da ſie ihn immer nach ſich zog, ſich weit von der Maus und der Schildkröte entfernte. Unterdeſſen nagte die Maus die Stricke der Schildkröte entzwei und rettete dieſelbe.

Wie der Jäger zurückkehrte, abgearbeitet und ermüdet, fand er seine Stricke ganz zernagt. Da dachte er nach über seinen Vorfall mit der Gazelle, die ihn überlistet, und hielt sich selber für einen Geistesverwirrten, ebenso über das Verhältniß des Raben zu der Gazelle, welcher erstere nur so gethan, als ob er diese fressen wollte, und verließ in Traurigkeit diese Gegend, indem er sagte: in dieser Gegend hausen Dämonen oder Zauberer, und kehrte zurück dahin woher er gekommen, ohne mehr nach anderer Beute zu verlangen, noch sich darnach umzusehen.

Der Rabe aber und die Gazelle und die Maus und die Schildkröte fanden sich zusammen in ihrer Hütte, wohlbehalten und in Sicherheit, und erfreuten sich wieder ihres vorigen schönen Verhältnisses.

Wenn nun schon solche Creaturen, bei ihrer Kleinheit und Schwachheit, im Stande sind sich zu retten aus den Banden des Verderbens, einmal nach dem andern, durch ihre Liebe, wenn sie vermögen das Unglück von sich abzuwenden, in demselben standhaft zu seyn und sich gegen-

seitig zu erfreuen, um wie viel mehr steht es den Menschen an, die mit Verstand und Einsicht begabt und mit der Kenntniß eingeweiht sind, das Gute und das Böse zu unterscheiden, sich miteinander in Freundschaft zu verbinden und sich gegenseitig Hülfe zu leisten!

Das ist das Gleichniß der aufrichtigen Freunde und ihrer freundschaftlichen Verbindung.

Viertes Buch.

Die Uhu's und die Raben.

Der König Dabschelim sagte zu dem Philosophen Bidpai:

— Ich habe vernommen das Gleichniß von den aufrichtigen Freunden und wie sie sich gegenseitig Hülfe geleistet; sage mir nun auch ein Gleichniß in Bezug auf einen Feind, dem man nicht trauen darf, wenn er gleich sich unterwürfig zeigt und schmeichelt!

Der Philosoph erwiederte:

— Wer kein Mißtrauen hat gegen den Feind, der doch sich stets als Feind betragen, den wird treffen, was die Uhu's getroffen hat durch die Raben.

— Wie war das? fragte der König.

Da begann Bidpai folgendermaßen:

Es war, erzählt man, auf einem Berg ein großer Baum, auf demselben waren die Nester

von tausend Raben, und diese hatten einen Vorgesetzten aus ihrer Mitte. In der Nähe jenes Baumes aber war eine weite Höhle, worin tausend Uhu's sich aufhielten, die ebenfalls einen Vorgesetzten aus ihrer Mitte hatten. Der König der Uhu's flog gewöhnlich Morgens und Abends aus, indem er Feindschaft in seiner Seele hegte gegen den König der Raben. Ebenso waren die Raben und ihr König feindlich gesinnt gegen die Uhu's. Da machte der König der Uhu's mit den Seinigen einen feindlichen Einfall auf die Raben in ihren Nestern und tödtete und nahm gefangen von ihnen eine große Anzahl. Dieser Einfall geschah bei Nacht.

Des andern Morgens versammelten sich die noch übrigen Raben um ihren König und sagten zu ihm:

— Du weißt, was uns vergangene Nacht begegnet ist von dem König der Uhu's, wie ein Theil von den Unsrigen getödtet worden, ein anderer verwundet, wie dem Einen von uns die Flügel, dem Andern die Federn oder der Schwanz herausgerissen worden. Und noch ärger, als all dieser Schaden, der uns getroffen hat, ist, daß zu erwarten ist, daß unsere Feinde, die nun

kühn geworden und unsern Aufenthaltsort nun kennen, ihren Angriff auf uns erneuern werden. Wir gehören aber ganz dir an, o König, drum mögest du für uns und für dich selbst besorgt seyn!

Es waren aber unter den Raben fünf, die für besonders klug gehalten wurden, auf die man sich in allen Dingen verließ und denen man die Zügel der Umstände überließ. Auch der König hörte in jeglicher Angelegenheit ihren Rath, und gieng auf ihre Rathgebungen ein bei allen Ereignissen. Der König sagte daher zu dem ersten von den fünfen:

— Was ist dein Rath in vorliegender Angelegenheit?

Dieser antwortete:

— Mein Rath ist der, den schon früher die Weisen gegeben haben, wenn sie sagten: Man kann nichts Besseres thun gegen den erzürnten Feind, als vor ihm fliehen.

— Und was ist dein Rath in dieser Angelegenheit? fragte der König den zweiten.

— Ich rathe, erwiederte dieser, auch zum Fliehen.

Der König entgegnete:

— Ich kann diesen euren Rath nicht gut heißen, daß wir unsere Wohnungen verlassen und dieselben dem Feind überlassen sollen nach dem ersten Schlag, der uns von ihm getroffen; denn solches ziemt uns nicht, sondern wir wollen Alles aufbieten und uns rüsten gegen unsern Feind und aufschüren das Feuer des Krie^s zwischen uns und unserm Feinde, wir wollen uns nicht läßig zeigen, wenn er sich uns nähert, sondern ihm wohlgerüstet begegnen und mit ihm einen Kampf kämpfen, daß wir ihn nie wiederholen dürfen und uns nicht davor scheuen; unsere Flanken sollen entgegenrücken gegen die des Feindes, wir wollen uns verschanzen in Festungen, unsern Feind bald ermüden durch Zögerung, bald heftige Ausfälle auf ihn machen, wie es uns gelegen und nothwendig scheint; so werden wir gewiß unsern Feind von uns vertreiben!

Hierauf sagte der König zu dem dritten:

— Wozu räthst denn du?

Dieser erwiederte:

— Was meine beiden Vorgänger gerathen haben, dazu rathe ich nicht; vielmehr meine ich, wir sollten Kundschafter ausschicken und Abgeordnete hinsenden zu dem Feinde, daß sie mit

demselben unterhandelten, um zu erfahren, ob er Frieden mit uns schließen will oder nicht, ob er uns bekriegen will, oder einen Ersatz von uns annehmen. Und erfahren wir, daß der Feind habgierig ist, so sollten wir den Frieden nicht verschmähen und darauf eingehen, ihm einen jährlichen Tribut zu bezahlen, um allen Schaden von uns abzuhalten und ruhig verweilen zu können in unsern Wohnungen; denn es ist die Sache kluger Könige, daß sie, wenn ihnen große Gefahr droht von dem Feinde und sie ihn für sich und ihr Gebiet zu fürchten haben, Geld und Gut zur Decke ihres Gebiets, ihrer Herrschaft und ihren Unterthanen gebrauchen.

Der König wandte sich hierauf an den vierten mit der Frage:

— Räthst du zu einem solchen Friedensschluß?

Dieser erwiederte:

Ich rathe nicht dazu; vielmehr rathe ich, daß wir unsere Wohnungen verlassen sollen und uns mit Geduld der Wanderung unterziehen; denn: mit Mühe den Lebensunterhalt suchen ist besser, als daß wir unsere Würde vergeben und uns vor dem Feinde erniedrigen, über dem wir

doch an Würde stehen; überdieß, wollten wir den Uhu's einen solchen Friedensvorschlag machen, so würden sie gewiß übermäßige Forderungen an uns machen. Auch sagt man im Sprüchwort: Nähere dich deinem Feind ein wenig, daß du deinen Zweck erreichest, aber nähere dich ihm nicht ganz, sonst fällt er über dich her und du bist verloren. So gibt ein Sonnenschirm mehr Schatten, wenn du ihn etwas neigst, wenn du ihn aber zu sehr neigst, so geht der Schatten verloren. Und wir hätten von unserm Feinde in der Nähe nur immer mehr Erniedrigung zu fürchten; drum rathen wir, wie du, zum Kampf.

Endlich wandte sich der König an den fünften mit den Worten:

— Was sagst du und wozu räthst du? Sollen wir uns in Kampf einlassen, oder Frieden schließen, oder unsere Heimath verlassen?

Dieser erwiederte:

— Was den Kampf betrifft, so ist es nicht die Handlungsweise eines klugen Mannes, daß er sich in Kampf einläßt mit einem, dem er an Kräften nicht gewachsen ist. Auch sagt man, daß wer weder sich selbst, noch seinen Feind

kennt, und sich in Kampf begibt gegen einen, dem er nicht gewachsen ist, daß der sein Leben dem Verderben Preis gebe. Außerdem hält der Kluge seinen Feind nie für unbedeutend, denn wer seinen Feind für unbedeutend hält, der wird von demselben überfallen werden, und wer vom Feinde überfallen wird, der wird demselben nicht mehr entkommen. Ich habe große Furcht vor den Uhu's, auch wenn sie nicht mit uns Krieg führen, und ich fürchtete dieselben schon ehedem; denn der Vorsichtige hält sich nicht sicher vor seinem Feind, in keinen Umständen; ist derselbige fern, so hält er sich nicht für sicher vor seinem Einfall; ist er in der Nähe, so hält er sich nicht für sicher vor seiner Kühnheit, und ist derselbige allein, so hält er sich nicht sicher vor seiner Verschlagenheit. Zu den vorsichtigsten und klügsten Leuten gehört der, welcher den Kampf verabscheut wegen der Forderungen, die derselbe macht; was nemlich sonst gefordert wird, das sind Güter, Worte und Thaten; der Kampf dagegen fordert Seelen und Körper. Deshalb mögest du, o König, dem Rath zum Kampf mit den Uhu's nicht beistimmen; denn wer mit einem sich in Kampf ein=

läßt, dem er nicht gewachsen ist, der gibt sich dem Verderben Preis. Wenn aber ein König Geheimnisse zu bewahren und die rechten Wesire sich auszusuchen weiß, wenn er in Ehrfurcht steht bei den Angesehensten und Niemand seiner Macht zu nahe treten kann, so ist von ihm zu erwarten, daß er nicht verschmähe ein aufrichtiges und gut gemeintes Wort, das zu ihm gesprochen wird; und das Alles gilt von dir, o König. Du hast mich für eine Sache um Rath gefragt, aber nur zum Theil konnte ich dir öffentlich Red und Antwort geben, zum Theil ist das, was ich dir zu sagen habe, ein Geheimniß. Und Geheimnisse gibt es von verschiedener Art; einmal nemlich solche, worein eine Familie eingeweiht wird; dann solche, die man einem ganzen Volk bekannt machen muß, und dann auch solche, in welche nur zwei Personen eingeweiht seyn dürfen. Dieses mein Geheimniß nun ist von der Art, daß ich es nur mittheilen kann, wenn wir blos vier Ohren und zwei Zungen sind.

Auf diese Worte hin erhob sich der König alsbald und gieng mit ihm bei Seite, um sich seines Rathes zu erholen.

Die erste Frage, die nun der König an ihn richtete, war die:

— Weißt du die Veranlassung zu der Feindschaft zwischen uns und den Uhu's?

Der Rabe erwiederte:

— Ja! es war ein Wort, das ein Rabe gesprochen.

— Und wie war das? fragte der König.

Da begann der Rabe also zu erzählen:

— Eine Schaar von Krähen hatte keinen König. Da kamen sie überein den König der Uhu's zu ihrem König zu machen. Während sie aber noch versammelt waren, erblickten sie einen Raben und sie sagten:

— Wenn dieser Rabe zu uns käme, so wollten wir ihn bei unserer Angelegenheit um Rath fragen.

Nicht lange durften sie warten, so kam der Rabe wirklich zu ihnen. Auf ihr Verlangen ihnen seinen Rath zu ertheilen, sprach dieser also:

— Wenn die Vögel die irdischen Regionen verlassen hätten und aus der Welt verschwunden wäre Pfau und Ente, Strauß und Taube, so hättet ihr doch nicht nöthig gehabt, zu eurem

König einen Uhu zu erwählen, welcher von allen Vögeln das häßlichste Ansehen und die schlechtesten Eigenschaften hat, der unter allen Vögeln am wenigsten Verstand besitzt, dagegen am meisten zum Zorn geneigt und am meisten von aller Barmherzigkeit ferne ist, der noch dazu halb blind ist und am Tage gar nichts sieht. Das Schlimmste an ihm aber ist seine Einfältigkeit und seine Boshaftigkeit, so daß, würdet ihr ihn zu eurem König machen, ihr selbst alle Angelegenheiten leiten müßtet durch eure Einsicht und euern Verstand, wie es der Hase that, der den Mond als seinen König annahm, dann aber nach eigener Einsicht handelte.

Die Vögel fragten:

— Und wie war das?

Da erzählte der Rabe folgendermaßen:

Der Hase und der Elephant.

— Eine Gegend, in der Elephanten hausten, wurde durch anhaltend unfruchtbare Zeiten heimgesucht, es fehlten ihr alle Erzeugnisse, ihr Wasser wurde wenig, ihre Quellen vertrockneten ihre Pflanzen und Bäume verdorrten. In

Folge hievon litten die Elephanten an heftigem Durst, und sie klagten denselben ihrem König. Alsbald schickte dieser Leute aus nach allen Gegenden, um Wasser zu suchen. Bald kehrte einer dieser Abgesandten zurück und meldete dem Könige:

— Ich habe an dem und dem Ort eine Quelle gefunden, die viel Wasser hat und die man Mondsquelle heißt.

Da begab sich der König der Elephanten mit seiner ganzen Schaar nach jener Quelle, um aus ihr zu trinken. Es war aber die Quelle in einer Gegend, worin Hasen hausten. Die Elephanten zertraten viele der Hasen in ihren Schlupflöchern, und richteten eine große Anzahl derselben zu Grund. Da versammelten sich die noch übrigen Hasen bei ihrem König und sprachen zu ihm:

— Du weißt doch, was uns widerfahren ist von den Elephanten!

Der König der Hasen entgegnete:

— Es gebe Jeder, der einen Rath weiß, denselben preis!

Da trat einer der Hasen vor, Namens

Firuz, dessen hohe Einsicht und Bildung dem Könige bekannt war, und sagte:

— Wollte doch der König mich zu den Elephanten hinschicken in Begleitung einer zuverläßigen Person, damit dieselbe sähe und hörte, was ich thue und spreche, und solches dem Könige berichtete!

Der König entgegnete dem Hasen:

— Du besitzest unser volles Vertrauen, und wir haben unser Wohlgefallen an deiner Rede; darum begib dich zu den Elephanten, und vermelde denselben von mir aus, was du willst. Wisse aber, daß ein Gesandter durch seine Einsicht und Klugheit, sein gefälliges Betragen und seine Trefflichkeit Kunde gibt von der Klugheit seines Herrn, der ihn abgesandt, deshalb liegt dir ein gefälliges und verständiges Betragen ob. Ja, der Gesandte ist es, der die Herzen besänftigen kann, wenn er sich gefällig benimmt, und er ist's, der die Herzen aufreizt, wenn er sich ungeschickt benimmt.

Auf dieses hin machte sich der Hase auf den Weg in einer mondhellen Nacht. Bei den Elephanten angelangt wollte er denselben nicht ganz nahe kommen, aus Furcht daß sie ihn mit

ihren Füßen zertreten und tödten möchten, wenn auch nicht mit Absicht. Er machte sich deshalb auf eine Anhöhe und redete von da aus den König der Elephanten folgendermaßen an:

— Der Mond hat mich an dich abgesandt; ein Gesandter aber ist tadelsfrei ob der Meldung, die er bringt, auch wenn er Hartes meldete.

Der König der Elephanten entgegnete:

— Was ist's, das du zu melden hast?

Der Hase erwiederte:

— Der Mond läßt dir sagen: daß wer seine Stärke an Schwachen erprobt hat und sich dadurch versuchen läßt, dieselbe auch an Starken zu versuchen, daß der mit seiner Stärke gar schlecht wegkommen könne; du, läßt dir der Mond sagen, hast deine Stärke erprobt an Thieren, und das hat dich zu dem unheilvollen Unternehmen verführt, dich an die Quelle zu machen, die meinen Namen führt, aus ihr zu trinken und sie zu verunreinigen. Mich aber hat er abgesandt, um dich zu warnen, daß du solches nicht wiederum thun möchtest; denn widrigenfalls verlierest du dein Augenlicht und büßest dein Leben ein. Solltest du aber in Zwei=

fel seyn, ob mir wirklich solche Meldung von dem Mond aufgetragen worden, wohlan denn, dann gehe mit mir alsbald zu der Quelle, und ich werde dich davon überzeugen!

Diese Rede des Hasen setzte den König der Elephanten in Erstaunen, und er entschloß sich mit Firuz zu der Quelle zu gehen. Als der Elephant aber in das Wasser sah, da erblickte er darin den Widerschein des Monds. Firuz sagte nun zu ihm:

— Nimm Wasser mit deinem Rüssel, wasche damit dein Antlitz und bete den Mond an!

Der Elephant streckte seinen Rüssel in das Wasser und, da dadurch das Wasser in Bewegung gesetzt wurde, so kam es dem Elephanten vor, als ob der Mond in ein Zittern gerathen wäre. Er sagte daher zu dem Hasen:

— Was zittert denn der Mond? Ist er wohl darüber erzürnt, daß ich meinen Rüssel in das Wasser gesteckt habe?

— Der Hase Firuz erwiederte:

— Ja freilich!

Da erwies der Elephant ein andermal dem Monde Anbetung, bezeugte ihm seine Reue ob dessen, was er gethan und versprach, daß weder

er, noch irgend einer der Elephanten je wieder solches thun würde.

— Jener Rabe fuhr dann also fort:

— Außer dem Gesagten ist bei den Uhu's Falschheit und böse List und Trug zu Hause; der schlechteste König aber ist der, welcher mit Trug umgeht, und wer es mit einem trügerischen Herrscher zu thun hat und demselben dient, dem wird es ergehen, wie es dem Hasen und dem Habicht ergangen ist, als sie bei der Katze Recht suchten.

Die Krähen fragten:

— Und wie war das?

Da begann der Rabe also:

Der Hase, der Habicht und die Katze.

— Ich hatte zu meinem Nachbar einen Habicht, der sein Nest an dem Stamm eines Baumes hatte, in der Nähe vom meinigen. Derselbe pflegte sehr häufigen Umgang mit mir. Auf einmal vermißte ich ihn und ich wußte nicht, wohin er gerathen war. Lange Zeit schon war er von mir entfernt. Da kam ein Hase und nahm Besitz von der Behausung des Ha-

bichts. Ich wollte immer nicht gern Streit anfangen mit dem Hasen, und es vergieng so eine geraume Zeit. Nach Verfluß solcher Zeit kam der Habicht zurück, und fand da seine Behausung von dem Hasen besetzt. Er sagte dann zu dem Hasen:

— Dieser Ort gehört mein, drum entferne dich daraus!

Der Hase entgegnete:

— Die Wohnung ist mein und in meiner Hand. Wie kannst du dir dieselbige anmaßen? Solltest du aber rechtliche Ansprüche darauf haben, so weise mir dieselben nach!

Der Habicht erwiederte:

— Es ist ein Richter in unserer Nähe, laß uns zu demselben hingehen!

— Und wer ist dieser Richter? fragte der Hase.

Der Habicht erwiederte:

— An dem Gestade des Meers hält sich eine fromme Katze auf, die den Tag über fastet und die ganze Nacht durch wacht, die keinem Thierchen Schaden thut und kein Blut vergießt, die sich blos von Kräutern ernährt und von dem, was ihr das Meer auswirft. Drum wenn du

willst, so wollen wir uns an diesen Richter wenden und ihn entscheiden lassen über unsere Sache.

Der Hase versetzte:

— Ich bin damit zufrieden, wenn der Richter wirklich ein solcher ist, wie du ihn beschrieben.

Da machten sie sich auf den Weg zu der Katze. Ich aber folgte ihnen, um zu sehen, was für ein Urtheil der Faster und Beter sprechen würde.

Als die Katze den Hasen und den Habicht sich nahe kommen sah, da erhob sie sich gleich und nahm die Stellung eines Betenden an und that, als ob sie in Demuth und Andacht versunken wäre. Das erfüllte die Beiden mit ehrfurchtsvollem Staunen, und in Ehrfurcht näherten sie sich der Katze, begrüßten dieselbe und baten sie dann um ihre richterliche Entscheidung. Nachdem sich die Katze von ihnen ihre Streitsache hatte auseinandersetzen lassen, sprach sie zu ihnen:

— Ich habe schon ein hohes Alter erreicht und mein Gehör ist hart, deshalb tretet näher

zu mir und laßt mich vernehmen, was ihr vorzubringen habt!

Da traten sie der Katze näher, erzählten ihr nochmals die Streitsache und baten sie um ihren Richterspruch. Die Katze entgegnete ihnen:

— Ich habe nun wohl verstanden, was ihr gesagt habt, allein bevor ich meinen Urtheilsspruch gebe, will ich euch gute Ermahnungen geben. Ich fordere euch auf zur Furcht Gottes, und daß ihr nach nichts Anderem trachten möget, als nach dem was Recht ist. Denn wer nach dem was Recht ist trachtet, dem wird's gut gehen, auch wenn der Rechtsspruch gegen ihn ausfällt, wer dagegen nach Unrecht trachtet, der ist verloren, auch wenn der Rechtsspruch für ihn ausfällt. Und nichts, weder Vermögen noch Freunde, bleibet dem Bewohner der Welt von seiner Welt, als allein seine rechtschaffene Handlungsweise; deshalb geziemt es dem Klugen, daß all sein Trachten nur gerichtet sey auf solches, was ein Bleiben hat und was ihm für die Zukunft Nutzen verspricht, es geziemt ihm, daß er alle andere Dinge der Welt hasse. Ja, dem Klugen gilt Reichthum gleich Koth, Weiber gelten ihm gleich furchtbaren Vipern, und seine

Nebenmenschen gelten ihm gleich seiner eigenen Person, weshalb er ihnen nur gut will und alles Böse von ihnen zu entfernen sucht.

Auf diese und ähnliche Weise fuhr die Katze lange fort, bis die Beiden ihr immer näher kamen. Als sie ihr nahe genug waren, fiel sie über dieselben her und brachte sie um.

— Außerdem, fuhr jener Rabe fort, haben die Uhu's noch alle möglichen unheilsvollen Fehler an sich; deshalb möget ihr von dem Gedanken abstehen, einen Uhu zu eurem König zu erwählen!

Als die Krähen diese Worte des Rabens vernommen, entschlugen sie sich solchen Gedankens.

Es war aber in jener Versammlung ein Uhu, der all das Gesprochene mit angehört. Dieser wandte sich nun an den Raben mit den Worten:

— Du hast mich mit höchstem Rachegefühl erfüllt. Ich weiß zwar nicht, ob von meiner Seite dir früher etwas zu Leid geschehen ist, weshalb du dich nun rächen wolltest, oder nicht; aber das weiß ich, daß mit der Axt ein Baum abgehauen wird, aber dieser wächst wieder nach; daß man mit dem Schwerdt Risse haut in das Fleisch, aber diese heilen wieder zu; die

Wunden dagegen, welche die Zunge geschlagen, heilen nicht wieder zu und ihre Risse sind unheilbar. Ebenso dringt die Spitze des Pfeils ein in das Fleisch, kann aber wieder herausgezogen werden; die Spitze einer Rede dagegen, wenn sie einmal ins Herz gedrungen, kann nicht wieder herausgezogen werden. So gibt es für jeden Brand ein Löschungsmittel; für das Feuer ist das Wasser, für das Gift das Gegengift, für das Ungemach die Geduld, für die Liebe die Trennung; allein das Feuer des Hasses wird ewig nicht ausgelöscht werden können. Und ihr Raben habt nun aufgepflanzt zwischen uns und euch den Baum des Uebelwollens und der Feindschaft nnd des heftigsten Hasses.

Nachdem der Uhu solche Rede vollendet, entfernte er sich voll Grimm, und benachrichtigte den König der Uhu's von dem Vorgefallenen und den Worten des Raben.

Den Raben aber befiel hierauf Reue über seine ohne Ueberlegung gesprochenen Worte, und er sprach deshalb bei sich:

— Ja, ja! ich habe durch meine unbesonnene Rede mir und meinem Volke Feindschaft und Haß zugezogen. Hätte ich doch den Krähen

solches nicht mitgetheilt und diese Sache sie nicht wissen lassen! Vielleicht haben mehrere Vögel noch mehr gesehen, als was ich gesehen habe, und wissen noch einmal so viel als ich weiß, allein es hat sie von solchen Worten, wie ich sie gesprochen, eine gewisse Scheu abgehalten die ich nicht beobachtet, und die Berücksichtigung der schlimmen Folgen, an welche ich nicht gedacht, und schlimme Folgen können bei einer so gehässigen Rede nicht ausbleiben. Ja! solche Worte verdienen nicht mehr Worte, sondern Pfeile genannt zu werden. Und der Kluge wird sich nicht, wenn er gleich sich verlassen kann auf seine Stärke und hohe Einsicht, verleiten lassen, sich Feindschaft zuzuziehen, im Vertrauen auf seine Stärke und Einsicht, die er besitzt; eben so wenig geziemt es ihm, wenn er gleich Gegengift bei sich hat, Gift zu trinken im Vertrauen auf das, was er bei sich hat. Wer eine schöne That vollbringt, der wird, wenn man auch anfangs nur verächtlich über den Erfolg derselben spricht, am Ende Anerkennung finden; wer aber schöne Worte spricht, der wird, wenn auch gleich anfangs die Leute seine schönen Auseinandersetzungen bewundern, am Ende doch keinen Dank erhalten. Und ich

habe Worte gesprochen, die am Ende ohne Anerkennung bleiben werden. Oder war das nicht thöricht von mir, daß ich es wagte, über eine so gewichtige Sache zu sprechen, ohne vorher irgend Jemandes Rath oder Meinung darüber vernommen zu haben? Ja, wer seine nächsten Freunde nicht um Rath fragt und stracks nach seinem unüberlegten Entschlusse handelt, für den wird dieser sein Entschluß keinen erfreuenden Erfolg haben. Ich hätte mir, was ich mir heute zugezogen von Besorgnissen, wohl ersparen können.

Diese und ähnliche Vorwürfe machte sich der Rabe. Darauf gieng er seines Wegs.

— Das, fuhr jener Rabe fort, hatte ich dir auf deine erste Frage: was die Veranlassung zu der Feindschaft zwischen uns und den Uhu's gegeben? zu sagen. Was sodann den Krieg betrifft, so kennst du darüber schon meine Ansicht, daß ich solchen nemlich vermieden wissen will. Ich aber besitze Einsicht und List und hoffe dadurch, so Gott will, mehr zu erreichen als durch einen Krieg. Durch List und Schlauheit hat schon Mancher erreicht, was er nur wollte. Ein Beispiel hievon gibt die Geschichte jener Bur-

schen, welche einen Mönch übertölpelt und ihm seine Ziege genommen haben.

— Wie wie war das? fragte der Rabenkönig. Da begann der Rabe folgendermaßen:

Der Mönch und die verschmitzten Diebe.

— Ein Mönch, erzählt man, kaufte sich eine wohlbeleibte Ziege, um dieselbe als Opfer darzubringen. Als er mit seiner Ziege auf dem Weg nach Hause war, erblickten ihn einige boshafte Burschen; die machten unter einander aus, daß sie dem Manne seine Ziege nehmen wollten. Es gieng daher einer von ihnen zu dem Manne hin und sagte zu demselben:

— O Mönch, was thust du denn mit einem Hund?

Darauf näherte sich der Zweite von ihnen und sagte zu seinem Freunde:

— Das ist kein Mönch, denn ein Mönch führt keinen Hund mit sich!

Auf diese und ähnliche Weise trieben sie es mit dem Mönche, bis daß er keinen Zweifel mehr hatte, daß, was er mit sich führe, ein Hund sey, und daß der Verkäufer desselben ihm eben die Augen verblendet habe. Er ließ des=

halb den vermeintlichen Hund laufen. Da nahmen die schlauen Burschen die Ziege und giengen damit ihres Weges.

— Dieses Beispiel, fügte der Rabe bei, habe ich dir erzählt, um dadurch meine Hoffnung zu begründen, daß wir unsern Zweck erreichen werden, wenn wir die Sache nur geschickt anzugreifen wissen. Und ich verlange von dem Könige, daß er mich vor den Häuptern der Zeugen züchtige, daß er mir Federn und Schweif ausreißen und mich dann an den Stamm dieses Baums hinwerfen lasse, und daß der König mit seiner Truppe sich an den und den Ort begebe.

Solches that der König mit dem Raben; dann entfernte er sich von ihm.

Der Rabe fieng nun an, zu seufzen und zu stöhnen, bis daß ihn die Uhu's hörten und ihn in seinem jämmerlichen Zustand erblickten. Sie berichteten dann die Sache ihrem König. Alsbald machte sich dieser auf den Weg zu dem unglücklichen Raben, um ihn über die Raben zu befragen. Auf Befehl des Königs richtete ein Uhu die Fragen an den Raben:

— Wer bist du? und wo sind die Raben hingekommen?

Dieser erwiederte:

— Was meinen Namen betrifft, so heiße ich so und so; was aber die andere Frage betrifft, so denke ich, solltest du einsehen, daß mein Zustand der Zustand eines solchen ist, der keine Geheimnisse weiß.

Es wurde aber dem Könige der Uhu's gesagt: Das ist der Wesir des Rabenkönigs und sein Rathgeber; wir wollen ihn daher fragen, aus welch Ursache er so mißhandelt worden?

Hiernach gefragt, erwiederte der Rabe:

— Unser König berief nach jenem uns betroffenen Unfall unsere ganze Schaar zu einer Rathsversammlung, und ich wohnte derselben bei. Auf seine Aufforderung an uns Raben, unsere Meinung zu sagen, was wohl in vorliegendem Fall zu thun sey, nahm ich das Wort und sprach also:

— Wir sind nicht im Stande mit den Uhu's zu kämpfen, denn sie haben mehr Kraft und mehr Muth als wir. Ich meine vielmehr, daß wir dieselben um den Frieden bitten und ihnen, was sie dafür von uns verlangten, geben sollten. Nehmen, setzte ich hinzu, die Uhu's diesen unsern Friedensvorschlag an, dann ist's gut; wo nicht,

so müssen wir nach allen Gegenden hin fliehen; denn, würde ein Krieg zwischen uns und den Uhu's entstehen, so wäre das für sie gut, für uns aber schlimm. Jedenfalls ist der Friede besser als der Streit.

So forderte ich sie auf, sich abzukehren von dem Krieg, und theilte ihnen zur Begründung meiner Ansicht mehrere Gleichnisse mit. Ich sagte ihnen, daß ein gewaltiger Feind seinen Muth und seinen Grimm nicht unterdrücke, wie der ihm Unterworfene es thun muß. Und, setzte ich hinzu, sehet ihr nicht am Gras, wie ihm kein Unheil widerfährt durch einen heftigen Wind, weil es sich willig schmiegt, wenn derselbe kommt? Ob solcher Rede aber züchtigten sie mich, indem sie erklärten, daß sie den Krieg wollten, und sie sprachen den Verdacht gegen mich aus, als ob ich den Uhu's gegen sie beistehen wollte; sie verwarfen meine Rede und meinen gut gemeinten Rath und züchtigten mich mit solcher Züchtigung. Darauf entfernte sich der König mit seiner Schaar, und mich ließ man hier liegen. Mehr weiß ich nicht.

Nach Anhörung dieser Worte des Raben sagte der König der Uhu's zu einem seiner Wesire:

— Was sagst du von dem Raben und was räthst du rücksichtlich seiner?

Dieser erwiederte:

— Ich rathe, daß man so schnell wie möglich diesen Raben umbringen soll, denn er ist der Trefflichste unter den Raben; mit seinem Tode haben wir Ruhe vor seiner List, und die andern Raben werden ihn sehr vermissen. Man sagt: Wer die Stunde findet, in der er glücklich sein Werk vollenden könnte, dann aber nicht eilt das zu thun, was er sollte, der ist nicht weise. Ferner: Wer ein großes Werk vollführen will, die geschickte Gelegenheit dazu aber vernachlässigt, der wird dasselbe nie vollführen, und ein solcher verdient es, daß ihm die Gelegenheit nicht zum zweitenmale komme. Und wer seinen Feind in schwachem Zustand trifft und ihn da nicht erdrückt, den wird's reuen, wenn derselbe wieder zu Kräften gekommen, und er dann nichts mehr gegen ihn vermag.

Der König wandte sich hierauf an einen zweiten Wesir mit den Worten:

— Was räthst du rücksichtlich dieses Raben?

Dieser erwiederte:

— Ich rathe, daß du ihn nicht umbringen lassest, denn ein kraftloser Feind, der Niemanden zu seiner Hülfe hat, verdient am Leben gelassen zu werden, und Mitleiden und Verzeihung, besonders aber verdient der Schutzflehende, Bedrängte, daß man ihm Schutz angedeihen lasse. So hat sich ein Kaufmann gnädig erwiesen gegen einen Dieb, weil ihm dieser eine Gunstbezeugung seiner Frau verschafft hat.

— Wie war dieses? fragte der König.

Da erzählte der Wesir folgendermaßen:

Der Kaufmann und der Dieb.

— Es war ein Kaufmann, der hatte viel Güter und Waaren, und er hatte auch eine schöne Frau. In das Haus dieses Mannes drang einmal ein Dieb ein, indem er über die Mauer hereinstieg. Der Kaufmann schlief, aber seine Frau wachte. Da sprang diese aus Furcht vor dem Dieb zu ihrem Mann, und drückte ihn so fest an sich — diesem war es aber sehr genehm, wenn seine Frau sich ihm einmal näherte —, daß er aufwachte. Da sagte er:

— Woher mir diese Gunstbezeugung?

Als er darauf den Dieb erblickte, sagte er zu demselben:

— Du darfst unangefochten behalten, was du von meinen Gütern und Waaren genommen hast, denn du hast mir einen Dienst erwiesen, dadurch daß du das Herz meiner Gattin bewogen hast, mich zu umarmen.

Der König der Uhu's wandte sich hierauf an einen dritten Wesir mit den Worten:

— Was sagst du von dem Raben?

Dieser erwiederte:

— Ich rathe, daß du ihn am Leben lassest und ihm Gnade erzeigest, denn er kann dir mit seinem Rath beistehen. Und der Kluge sieht es für einen Gewinn an, wenn seine Feinde unter einander uneins sind, und sieht darin seine Rettung und sein Heil, wenn sein Feind mit sich selbst beschäftigt ist. So sah sich jener Mönch gerettet aus den Händen des Räubers und des Satans, als diese über ihn unter sich in Streit geriethen.

— Wie war dieses? fragte der König.

Da erzählte der Wesir folgendermaßen:

Der Mönch und die beiden Unholde.

— Ein Mönch erhielt von einem Mann eine melkbare Kuh. Als er mit dieser seiner Kuh auf dem Weg nach Hause war, begegnete ihm ein Räuber, der ihm dieselbe stehlen wollte. Dem Räuber folgte ein Satan, der den Mönch entführen wollte. Da sprach der Satan zu dem Räuber:

— Wer bist du?

Dieser erwiederte:

— Ich bin ein Räuber und will diesem Mönch seine Kuh entwenden, wenn er schläft; und wer bist denn du?

— Ich bin der Satan, wurde ihm zur Antwort, und ich will diesen Mann entführen, wenn er schläft.

Unter solchem Gespräch kamen sie bis zu der Wohnung des Mannes. Dieser gieng dann hinein, und hinter ihm her seine zwei Feinde. Der Mönch band nun noch die Kuh an, in einem Winkel des Hauses, nahm sein Abendessen zu sich und schlief dann ein. Da fiengen der Räuber und der Satan an, sich zu berathschlagen über den Mann, konnten aber nicht einig werden,

wer zuerst die Hand ans Werk zu legen habe. Der Satan nemlich sagte zu dem Räuber:

— Wenn du zuerst die Kuh nehmen wolltest, so könnte gar leicht der Mann aufwachen, und Geschrei machen und die Leute zusammenrufen, und ich wäre dann nicht im Stand, ihn zu ergreifen; drum warte du, bis ich ihn genommen, dann kannst du thun, was dir beliebt.

Allein der Räuber fürchtete, wenn der Satan zuerst den Mann entführen wollte, dieser könnte dabei leicht aufwachen, und er könnte dann die Kuh nicht mehr nehmen und entgegnete daher demselben:

— Nein! sondern warte du, bis ich die Kuh genommen und du kannst dann thun, was dir beliebt.

Auf diese Weise zankten sie sich lange herum, bis endlich der Räuber laut aufschrie: — wache auf, o Mönch, denn dieser Satan will dich entführen; und der Satan schrie: — wache auf, o Mönch, denn dieser Räuber will dir deine Kuh entwenden!

Da wachte der Mönch auf und seine Nachbarn durch ihr Geschrei, und die beiden Unholde entflohen.

Nach Anhörung dieser Worte nahm der erste Wesir, der zu dem Tod des Raben gerathen hatte, das Wort und sprach:

— Ich glaube, daß der Rabe euch hintergeht, und daß seine Worte auf einige Unverständige von euch Eindruck gemacht haben; drum wollet solchen Rath verwerfen, der durchaus nicht an seinem Platz ist, und du, o König, hüte dich, hüte dich, auf denselben einzugehen! Sey nicht wie jener Zimmermann, der für unwahr gehalten das, was er selbst gesehen und dagegen für wahr, was er von einem Andern gehört, und so hintergangen ward!

— Wie war das? fragte der König.

Der Wesir begann hierauf also:

Der leichtgläubige Zimmermann.

— Es war, erzählt man, ein Zimmermann, der hatte eine Frau, die er liebte. Dieses Weib hieng aber an einem andern Mann. Dem Zimmermann wurde solches hinterbracht und er hatte von diesem Verhältniß gehört. Er wollte dasselbe aber in eigener Person bemerkt haben, da-

mit er dann mit seiner Frau nach dem Recht verfahren könnte. Er sagte daher zu ihr:

— Ich will nach der und der Stadt verreisen, eine Parasange weit von hier, wo ich ein Geschäft bei dem Sultan habe; drum rüste mir meinen Reisebedarf!

Da freute sich das Weib, daß ihr Mann verreisen wollte und daß sie nun freien Umgang haben könnte mit ihrem Geliebten. Beim Fortgehen sagte er dann noch zu seiner Frau:

— Verschließe Thür und Fenster!

So ließ er seine Frau glauben, daß er fort sey. Er versteckte sich aber an einen verborgenen Ort hinter der Thüre, schlich sich dann von da wieder in sein Haus und machte sich heimlich unter seine Lagerstätte. Seine Frau aber schickte alsbald zu ihrem Geliebten, daß er zu ihr kommen möchte. Dieser kam und blieb bei ihr auf der Schlafstätte ihres Mannes die ganze Nacht. Der Zimmermann unter dem Bette wurde am Ende schläfrig und schlief ein. Während seines Schlafes aber streckte er einen Fuß, so daß er zum Vorschein kam. Die Frau erkannte alsbald den Fuß ihres Mannes. Um sich aus dieser schlim-

men Lage zu retten, sagte sie zu ihrem Geliebten:

— Frage mich mit lauter Stimme: Ist dir dein Gatte lieber, oder ich?

Der Geliebte that die Frage an sie, und sie gab darauf zur Antwort:

— Was hast du nöthig eine solche Frage zu thun? Weißt du nicht, daß wir Weiber bloß solchen Männern unsere Liebe schenken, an denen wir unsere Lust haben, sonst keinem, und daß wir nicht sehen auf ihren Rang oder ihre Abstammung oder auf ihre andere Verhältnisse; ein Gatte aber gilt für Vater und Bruder; deshalb möge Gott das Weib strafen, der ihr Gatte nicht über Alles geht, und ich kann dir also nicht vergönnen, was du möchtest.

Als der Zimmermann diese Worte seiner Frau vernommen, da fühlte er sich wieder zärtlich zu ihr hingezogen, es ergrief ihn Mitleiden, es entfiel ihm eine Thräne und er glaubte sich der Liebe seiner Frau zu ihm gewiß. Er verließ daher seinen Platz unter dem Bett nicht, bis daß es Morgen geworden und bis daß er gewiß wußte, daß jener Mann fort war. Dann schlich er hervor von seiner Lagerstätte und ließ, da er

seine Frau schlafend fand, dieselbe ruhig fortschlafen, indem er sich an ihrem Haupte niederließ. Als sie aber aufwachte, sagte er zu ihr:

— Geliebte meines Herzens! schlafe ruhig fort, denn du hast die ganze Nacht wachend zugebracht, und hätte ich nicht Unannehmlichkeiten für dich befürchtet, so wäre es zwischen mir und jenem Mann zu derben Auftritten gekommen.

— Dieses Beispiel, fügte der Wesir bei, habe ich dir erzählt in der Absicht, dich zu ermahnen, daß du nicht seyn sollst wie jener Zimmermann, welcher, was er selbst sah, nicht glaubte, dagegen Glauben schenkte dem, was er sagen hörte.

Allein der König hörte nicht auf seine Rede, sondern gab Befehl, den Raben nach den Wohnstätten der Uhu's zu bringen, und daß man ihn mit Auszeichnung behandeln solle.

Darauf geschah es, daß der Rabe eines Tags zu dem Könige sagte, als sämmtliche Uhu's um denselben versammelt waren und unter diesen auch jener Wesir, der zum Tode des Raben gerathen hatte:

— O König, du weißt, was mir von den Raben zu Theil geworden, und daß meine Seele

keine Ruhe finden kann, es sey denn, daß ich an ihnen Rache genommen habe. Ich habe darüber nachgedacht, aber siehe da, ich bin eben nicht im Stand das auszuführen, was ich möchte, weil ich ein Rabe bin. Es wird aber von den Weisen berichtet, daß sie gesagt haben: Wer gerne bereit ist, sich selbst zu verbrennen, der bringt Gott das größte Opfer dar, und der mag dann Gott bitten, um was er will, seine Bitte wird erhört. Sollte es der König nun befehlen, so wollte ich mich verbrennen und meinen Herrn bitten, daß er mich zu einem Uhu verwandeln möchte. Ich würde gewiß der heftigste und gefährlichste Feind der Raben werden, und könnte vielleicht meine Rache an ihnen kühlen.

Auf diese Rede entgegnete der Wesir, der den Raben getödtet wissen wollte:

— Wie gleichst du doch rücksichtlich des Guten, das du sehen lässest und des Bösen, das du verbirgst, dem berauschenden Getränk, das zwar wohl schmeckt, aber berauscht, oder dem kühlenden Winde, der aber mit giftigen Dünsten geschwängert ist? Oder glaubst du, daß, wenn wir deinen Körper mit Feuer verbrennen würden, deine natürliche Anlage sich verändern würde,

und daß du nicht wieder derselbige würdest, der du warst? So hat jene Maus, welcher es freigestellt war, mit wem sie sich vermählen wollte, mit der Sonne oder dem Wind, mit den Wolken oder dem Berg, sich für eine Maus entschieden. Aufgefordert diese Geschichte zu erzählen, begann der Wesir also:

Der Mönch und die Maus.

— Es war ein Mönch, dessen Bitten alle von Gott erhört wurden. Während derselbe eines Tags am Ufer des Meeres saß, flog an ihm eine Milve vorbei, die in ihrer Klaue eine junge Maus hatte. Die Milve ließ die Maus vor dem Mann fallen. Aus Mitleiden nahm dieser die Maus, nachdem er sie in ein Blatt gethan, mit sich nach Haus. Darauf that er, weil er befürchtete, daß die Erziehung einer Maus seinen Leuten beschwerlich seyn möchte, die Bitte an seinen Herrn, daß er diese Maus in ein Mädchen verwandeln möchte, und die Maus wurde wirklich in ein schönes Mädchen verwandelt. Er übergab nun das Mädchen seiner Frau mit den Worten:

— Das ist meine Tochter, drum behandle sie wie mein Kind!

Als das Mädchen herangewachsen war, sagte dann der Mann zu ihr:

— Töchterchen, du hast nun das Alter erreicht, wo du einen Gatten nehmen mußt; du kannst dir dazu wählen, wenn du willst.

Das Mädchen entgegnete:

— Da du mir freie Wahl gelassen, so soll mein Gatte werden was das stärkste Wesen ist.

Worauf der Mönch:

— Du meinst damit wohl die Sonne?

Er wandte sich sodann an die Sonne mit den Worten:

— O mächtigstes Geschöpf, ich habe ein Mädchen, die wünscht sich zum Gatten das stärkste Wesen. Willst du dich mit ihr verbinden?

Die Sonne entgegnete:

— Ich kann dich an Jemand weisen, der stärker ist als ich, nemlich an die Wolke; denn diese verdunkelt mich und hält meine Strahlen zurück und verfinstert meine Lichter.

Da gieng der Priester zu der Wolke und trug ihr dasselbe vor, was er der Sonne vorgetragen. Die Wolke entgegnete:

— Ich kann dir Jemand weisen, der stärker ist als ich; gehe zu dem Wind, denn er treibt mich vor= und rückwärts, und führt mich nach Morgen und Abend.

Drauf gieng der Mann zu dem Wind, und redete ihn auf dieselbe Weise an, wie die Wolke. Dieser entgegnete ihm:

— Ich kann dir Jemand weisen, der stärker ist als ich, und das ist der Berg; denn ich bin nicht im Stand ihn in Bewegung zu bringen.

Er gieng nun zu dem Berg und sprach zu ihm dieselbigen Worte. Auch dieser entgegnete ihm:

— Ich kann dir Jemand weisen, der stärker ist als ich, nemlich die Maus; denn ich kann nichts gegen sie machen, wenn sie mich aushöhlt und mich zu ihrer Wohnstätte macht.

Darauf wandte sich der Mönch an die Maus mit den Worten:

— Willst du dich mit diesem Mädchen verbinden?

Die Maus erwiederte:

— Und wie könnte ich das, da mein Loch enge ist und die Maus sich nur mit einer Maus verbindet?

Da that der Mönch die Bitte an seinen Herrn, daß er das Mädchen wieder zu einer Maus machen möchte, und zwar auf den Wunsch des Mädchens selbst. Da gab ihr Gott wieder ihre ursprüngliche Gestalt, und sie gieng dahin mit der Maus.

— Dieses Gleichniß, setzte der Erzähler bei, paßt auf dich, o Betrüger.

Der König der Uhu's achtete indeß nicht auf diese Rede, sondern erwies dem Raben alles Gute und that ihm alle mögliche Ehre an. Allein, als demselben, der bei den Uhu's das beste Leben hatte, die Federn wieder gewachsen waren, und er in Erfahrung gebracht hatte, was er erfahren wollte, da machte er sich heimlich davon, um seine Genossen von dem zu benachrichtigen, was er gesehen und gehört. Er sprach dann zu seinem Könige also:

— Ich habe erreicht, was ich mir vorgenommen, und es ist nichts mehr übrig, als daß du hörest und folgest.

Der König entgegnete ihm:

— Wir stehen unter deinem Befehl, ich und das ganze Heer; drum sage an, was wir zu thun haben!

Woranf der Rabe:

— Die Uhu's befinden sich an dem und dem Orte auf einem Berge, wo viel Holz ist, und dort befindet sich auch eine Heerde von Schaafen mit einem Hirten. Hier werden wir ein Feuer finden, und dieses wollen wir in die Löcher der Uhu's werfen. Wir legen nemlich trockenes Holz auf und blasen mit unsern Flügeln, bis daß das Holz Feuer fängt; wer dann von den Uhu's davon fliegen will, der verbrennt, und wer bleibt, der kommt durch den Rauch um.

Solches thaten die Raben, und brachten so allen Uhu's den Tod. Unversehrt und in Ruhe kehrten sie dann nach ihren Wohnungen zurück.

Der König der Raben redete hierauf jenen Raben also an:

— Wie hast du es doch aushalten können in der Gesellschaft der Uhu's, denn die Guten können es in der Gesellschaft von Schlechten nicht aushalten?

Jener Rabe entgegnete:

— Es ist so, o König, allein wer klug ist, der wird, wenn ihm und seinem Volk große Gefahr droht, sich den größten Widerwärtigkeiten in Geduld unterziehen, wenn er nur hoffen

kann, dadurch am Ende Gutes zu erreichen. Für solchen Zweck scheut er nichts und er verschmäht es selbst nicht, sich vor einem solchen zu demüthigen, der unter ihm steht, bis daß er seinen Zweck erreicht, wo er sich dann für die ausgestandenen Widerwärtigkeiten reichlich belohnt sieht.

Erzähle mir, fragte der König weiter, ob du einen Verständigen unter den Uhu's gefunden?

— Ich habe unter ihnen keinen Verständigen gefunden, als den, der sie aufforderte mich umzubringen. Mehreremal hat er sie dazu zu überreden gesucht, allein sie zeigten sich ganz schwach an Einsicht und zogen meine Sache nicht in Erwägung; sie gedachten dessen, daß ich eine hohe Stelle eingenommen unter den Raben und daß ich einer ihrer Rathgeber gewesen; sie fürchteten nichts von meiner List und Schlauheit, nahmen nicht an den Rath dessen, der es gut mit ihnen meinte, und verbargen vor mir keines ihrer Geheimnisse. Es haben aber die Weisen gesagt: Ein König soll seine Angelegenheiten wohl verwahren vor Verräthern und auf seiner Hut seyn, daß ein sol-

cher nicht in die Orte seines Geheimnisses eindringe.

Der König entgegnete hierauf:

— Nach meiner Ansicht hat die Uhu's nichts zu Grunde gerichtet, als die Ungerechtigkeit und die schwache Einsicht des Königs, und daß er sich schlechten Wesiren hingegeben hat.

Der Rabe versetzte:

Da hast du Recht, o König; denn selten ist's, daß einer Reichthum sich erwirbt, ohne ungerecht zu werden; selten daß ein Mann es mit Weibern zu thun hat, ohne sich beschimpft zu sehen; selten daß einer zu viel Speise zu sich nimmt, ohne krank zu werden, und selten daß einer, der sich auf schlechte Wesire verläßt, seinem Verderben entgeht. Man sagt auch: Ein Uebermüthiger darf nicht Lobeserhebungen erwarten, noch ein Betrüger viele Freunde, noch ein Schlechtgebildeter hohes Ansehen, noch ein Geiziger Mildthätigkeit, noch ein Leidenschaftlicher, daß er wenig Verbrechen begehe, noch ein König, der hochmüthig ist und seine Angelegenten vernachläßigt und schwache Wesire hat, den Bestand seiner Herrschaft und das Glück seiner Unterthanen.

Der König versetzte:

— Aber, indem du den Uhu's zu Gefallen zu seyn suchtest und dich vor ihnen demüthigtest, hast du dich großer Unannehmlichkeit unterzogen.

Der Rabe entgegnete:

— Wer sich einer Unannehmlichkeit unterzieht, von der er Nutzen hofft, und Schaam und Selbstgefühl auf eine Zeit lang in sich unterdrückt und Ungemach erduldet, dessen Einsicht wird am Ende gelobt werden. So ließ jene Schlange den Froschkönig auf sich reiten, und erhielt dadurch ihren Lebensunterhalt.

— Wie war das? fragte der König.

Da begann der Rabe also:

Die Schlange und der Froschkönig.

— Eine große Schlange war alt geworden und ihr Gesicht schwach und ihre Kräfte waren geschwunden, so daß sie nichts mehr erjagen konnte und außer Stand war, sich Speise zu verschaffen. Dieselbe schlich sich so hin und suchte etwas zu essen zu bekommen. Da kam sie an einen mit Fröschen angefüllten Teich,

den sie ehedem manchmal besucht hatte. Hier warf sie sich in der Nähe eines Frosches hin in anscheinender Betrübniß und Traurigkeit. Alsbald redete sie der Frosch also an:

— Ich sehe, daß du, o Schlange, betrübt und traurig bist!

Die Schlange versetzte:

— Wer könnte mehr Betrübniß haben als ich! Mein Lebensunterhalt bestand größtentheils aus den Fröschen, die ich fieng; da hat mich ein Unglück getroffen, in Folge dessen mir kein Frosch mehr gewährt ist, und wenn mir auch einer in den Weg kommt, so kann ich ihn nicht mehr fangen.

Da gieng der Frosch zu dem Froschkönig hin, und erfreute denselben mit der Nachricht des von der Schlange Vernommenen. Darauf gieng der Froschkönig selbst zu der Schlange und fragte sie:

— Was für ein Unglück hast du gehabt?

Die Schlange erwiederte:

— Seit vielen Tagen suchte ich mit Mühe einen Frosch, und zwar bei Abend. Ich trieb denselben endlich in das Haus eines Mönchs und gieng ihm in dasselbe nach, und es war ganz dunkel. In dem Hause war ein Knabe

des Mönchs. Da gerieth ich an den Finger des Knaben und biß in denselben, weil ich ihn für den Frosch hielt. Der Knabe starb an dem Biß. Ich floh aus dem Haus, aber der Mönch folgte meiner Spur nach, und verwünschte und verfluchte mich, indem er sagte:

— Da du meinen Sohn, den unschuldigen, ums Leben gebracht hast, frecher und feindseliger Weise, so sollst du verflucht seyn zu der Erniedrigung, den Froschkönig auf dir reiten lassen zu müßen; du sollst nicht mehr im Stand seyn, einen Frosch zu fangen und sollst nichts von ihnen zu essen kriegen, als was dir ihr König aus Gnaden zukommen läßt.

— Ich bin nun zu dir gekommen, um dir solches Geständniß zu thun, was ich gern that, und um dich auf mir reiten zu lassen.

Der Froschkönig bekam alsbald Verlangen, auf der Schlange zu reiten, denn er glaubte, daß ihm das zum Ruhm und zur Ehre gereichen würde. Er bestieg dieselbe und das Reiten behagte ihm. Da sagte die Schlange zu ihm:

— Du weißt, o König, welche Verwünschung mich getroffen, drum laß mir Nahrung zukommen, um mein Leben zu fristen.

Der Froschkönig erwiederte:

— Bei meinem Leben! du sollst Nahrung erhalten, da du mein Reitthier bist.

Er ließ ihr dann alle Tage zwei Frösche fangen zu ihrer Speise. Auf diese Weise fristete sich die Schlange das Leben und es schadete ihr nicht nur nichts, daß sie sich vor einem so unansehnlichen Feinde demüthigte, sondern sie zog im Gegentheil Nutzen daraus und erwarb sich dadurch ihren Lebensunterhalt.

— Ebenso, setzte der Rabe hinzu, habe ich, was ich erduldet habe, nur erduldet, um dadurch den großen Nutzen zu erreichen, den wir jetzt haben, nemlich: Sicherheit und Sieg, Verderben des Feindes und Ruhe vor ihm. Und ich habe erfahren, daß man durch Nachgiebigkeit und Gefälligkeit den Feind schneller und sicherer zu Grunde richten kann, als wenn man ihm Gewalt entgegensetzt. So kann das Feuer mit all seiner Glut und Hitze von den Bäumen nur das verbrennen, was oberhalb der Erde ist, das kühlende und sänftigende Wasser dagegen vermag auch die Wurzeln unter der Erde zu verderben. Und man sagt: Vier Dinge soll man nicht für unbedeutende halten, wenn sie auch noch un-

bedeutend sind, nemlich: Feuer und Krankheit, Feinde und Schulden. Unser ganzes Heil, fuhr der Rabe fort, haben wir dem guten Rath und der hohen Einsicht und dem guten Glück unsers Königs zu verdanken. Und man sagt ja: Wenn zwei nach einer Sache streben, so erreicht sie der von ihnen, welcher am meisten Muth hat; sind sie sich aber im Muth gleich, so dann der, welcher die festeste Willenskraft hat; und wenn in der Willenskraft sie sich gleich stehen, so dann der, welcher vom Glück am meisten begünstigt wird. Auch sagt man: Wer sich mit einem König in Kampf einläßt, der vorsichtig ist, einsichtsvoll, demüthig, den die Freude nicht übermüthig macht und das Unglück nicht niederschlägt, der gibt sein Leben dem Verderben preis. Und vollends verloren ist, wer sich mit einem in Kampf einläßt, wie du bist, o König, der du stets weißt, was du zu thun hast und es verstehst, wo Heftigkeit oder Gefälligkeit, Zorn oder Gnade, Eile oder Zögerung anzuwenden ist, der du an das Heute wie an das Morgen denkst und die Folgen deiner Handlungen vorher wohl überlegst.

Der König entgegnete dem Raben:

— Nein! vielmehr deiner Einsicht und dei-

ner Klugheit und deinem guten Rath und deinem Glücksstern haben wir unser Heil zu verdanken; denn der Rath eines einzigen klugen und einsichtsvollen Mannes richtet mehr aus zum Verderben des Feindes, als viele zahlreiche und wohlgeordnete Heere von muthigen und tapfern Kriegern. Aber was ich am meisten an dir bewundern muß, ist, daß du es so lange Zeit in der Mitte der Uhu's aushalten und ihre rohen Reden mit anhören konntest, ohne dich mit einem Worte gegen sie zu verfehlen.

Der Rabe versetzte:

— Ich suchte stets, an deine hohe Einsicht, o König, mich haltend, Jeden mir zum Freund zu machen, den Fernen wie den Nahen, durch ein gefälliges und sanftes Betragen, dadurch daß ich mich gegen Jeden aufmerksam und willfährig erzeigte.

Der König entgegnete:

— Schon immer habe ich dich gekannt als einen Rüstigen mit Thaten, während sich alle meine andern Wesire nur rüstig gezeigt haben mit Worten, mit Worten, die keinen dankenswerthen Erfolg haben. Ja, Gott hat uns durch dich eine große Gabe geschenkt, denn ehedem konnten wir

uns weder an Speise noch Trank, weder an Schlaf noch Ruhe laben. Und man sagt: Es kann sich nicht laben an Speise und Trank und Schlaf der Kranke, bis daß er genesen, noch der Habgierige, der von dem Verlangen nach Gut und Macht erfüllt ist, bis er dasselbige befriedigt sieht, noch der von einem Feind, vor dem er Tag und Nacht in Furcht ist, Bedrängte, bis daß seine Seele vor demselben Ruhe gefunden. Und wer eine schwere Last abgelegt hat, der kann frei athmen, und wer vor seinem Feinde Sicherheit gefunden, der kann frohen Muthes seyn.

Der Rabe versetzte:

— Ich will Gott, der deinen Feind zu Grunde gerichtet hat, bitten, daß er dich lange an der Regierung lassen möge zum Heil deiner Unterthanen, und daß er diesen Augenkühle zukommen lassen möge; denn mit einem König, unter dessen Herrschaft die Unterthanen keine Augenkühle haben, ist es ganz dieselbe Sache, wie mit der Warze der Ziege, aus welcher das Böcklein saugen will, weil es dieselbe für die Brustwarze hält, aus derselben aber nichts Gutes herausziehen kann.

— Sage mir noch, mein trefflicher Wesir, fuhr der König fort, wie sich die Uhu's und ihr König in ihrem Streit benommen haben und was dabei vorgefallen?

Der Rabe erwiederte:

— Sein Benehmen verrieth Sorglosigkeit, Muthwillen, Anmaßung und Schwachheit und dazu Uebermuth; und alle seine Genossen und Wesire glichen ihm, ausgenommen jenen Wesir, der ihm gerathen, mich umbringen zu lassen; denn dieser war weise, verschlagen, ein Philosoph, vorsichtig und einsichtsvoll; dieser besaß Willensfestigkeit und Klugheit, und verstand guten Rath zu geben, wie man's nur selten findet.

Der König fragte weiter:

— Und woran hast du hauptsächlich seine Klugheit erkannt?

— An zweierlei, entgegnete der Rabe, einmal nemlich daran, daß er den Rath gegeben, mich zu tödten, und dann, daß er seinen Rath auch vor solchen ausgesprochen, die ihn nur verschmähen konnten, daß er sich nicht heftiger, sondern gelinder und sanfter Worte bediente, daß er Keinem seine Fehler auf einmal und geradezu

vorhielt, sondern Gleichnisse erzählte, um ihn so an den Fehlern Anderer auf die eigenen aufmerksam zu machen. So fand sein König keine Ursache, auf ihn zornig zu werden. Unter Anderm hörte ich ihn auch zu seinem Könige sagen:

— Der König soll nicht nachlässig seyn, denn eine Sache von Bedeutung erreichen immer nur wenige Menschen, und zwar nur durch festen Willenseifer. Ein Königthum ist etwas seltenes, drum wer ein solches errungen, der möge es wohl hüten und schützen. Man sagt ja: sein Bestehen sey von so kurzer Dauer wie das des Schattens der Nymphäe, und dieser hört so schnell auf, kommt und vergeht so geschwind wie der Wind, hat so wenig Bleibens, so wenig ein Edelmüthiger Bleibens hat bei einem Nichtswürdigen, und verschwindet so schnell wie ein Regentropfen.

Das ist das Gleichniß der Feindseligen, vor welchen man nicht sorglos seyn darf, auch wenn sie sich freundlich und demüthig zeigen.

Fünftes Buch.

Der Affe und die Schildkröte.

Der König Dabschelim sagte zu dem Philosophen Bidpai:

— Ich habe vernommen dieses Gleichniß, theile mir nun aber auch eines mit von einem Mann, der ein Gut sich sucht, und der dann dasselbe, nachdem er es erreicht, wieder verliert!

Der Philosoph entgegnete:

— Ein Gut suchen und finden ist leichter als ein solches sich bewahren, und wer ein Gut sich errungen, dann aber demselben nicht wohl vorzustehen weiß, dem wird es ergehen, wie jener Schildkröte.

— Wie war das? fragte der König.

Da begann Bidpai also:

— Es war, erzählt man, ein Affenkönig, Namens Maher, d. i. Schlaukopf, über den fiel,

als er alt und schwach geworden, ein junger Affe her aus dem königlichen Hause, besiegte ihn und nahm Besitz von seiner Stelle. Der alte Affe floh vor sich hin, bis daß er an das Ufer eines Flusses gelangte. Hier fand er einen Feigenbaum, bestieg denselben und machte ihn zu seinem Aufenthaltsort. Als er eines Tags von den Früchten dieses Baumes aß, entfiel seiner Pfote eine Feige in das Wasser. Das Geplätscher, das der Fall der Feige verursachte, machte dem Affen Spaß; er warf daher absichtlich viele Feigen ins Wasser. Die Schildkröte aber aß jede Feige auf, die ins Wasser fiel, und als deren immer mehr fielen, glaubte sie, daß der Affe dieselben nur ihretwegen fallen lasse. Sie verlangte nun des Affen nähere Bekanntschaft und Freundschaft zu machen, und ließ sich deshalb in ein Gespräch mit ihm ein, in Folge dessen sie bald mit einander vertraut wurden. Der Schildkröte Weibchen wurde aber unruhig ob des langen Entferntseyns ihres Gatten, und sie klagte solches einer Nachbarin, indem sie sagte:

— Ich befürchte, daß ihm ein Unheil widerfahren seyn möchte.

Die beruhigte sie durch die Worte:

— Dein Gatte hat Bekanntschaft gemacht mit einem Affen am Ufer, und dieser verschafft ihm zu essen und zu trinken.

Nach einiger Zeit begab sich dann das Männchen nach seiner Wohnstätte zurück, und fand da sein Weibchen in schlimmen Umständen und ganz niedergeschlagen. Auf seine Frage sodann: wie muß ich dich sehen? erwiederte ihm die Freundin seines Weibchens:

— Deine Gattin ist krank, elend, und die Aerzte haben ihr als das einzige Heilmittel, das es für sie gebe, ein Affenherz verschrieben.

Das Männchen versetzte:

— Das ist eine schwierige Sache; woher sollen wir ein Affenherz erhalten, da wir uns im Wasser aufhalten? doch ich will mich mit meinem Freunde berathen.

Darauf begab er sich an das Meeresufer. Der Affe empfieng ihn mit den Worten: Warum bist du so lange weggeblieben?

Das Schildkrötenmännchen erwiederte:

— Weil ich mich in Verlegenheit sah, wie ich dir deine mir erwiesene Güte vergelten sollte; ich ersuche dich nun auch noch die Güte zu ha-

ben, mich in meiner Wohnung zu besuchen; ich wohne nemlich auf einer Insel, wo es reichlich Früchte giebt. Setze dich deshalb auf meinen Rücken, und ich schwimme mit dir dahin.

Der Vorschlag gefiel dem Affen, er stieg von seinem Baum herab, und setzte sich auf den Rücken der Schildkröte, die mit ihm nun fortschwamm. Unterwegs machte sich die Schildkröte allerlei Gedanken über ihre Treulosigkeit und ließ hiebei ihren Kopf senken. Da sagte der Affe zu ihr:

— Ich sehe dich ja betrübt!

Worauf die Schildkröte:

— Was mich betrübt macht, ist, weil ich eben daran gedacht habe, daß meine Gattin schwer krank ist, und daß das mich hindern wird, dir solche Ehre und Aufmerksamkeit zu erweisen, wie ich es gern möchte.

Der Affe entgegnete:

— Was ich von deinem Verlangen, mir Ehre zu erweisen, kenne, wird bei mir gleich aller erwiesenen Ehre gelten.

— Laß uns etwas ausruhen, sagte die Schildkröte.

Nach einer Stunde machte sie zum zweiten-

mal Halt. Da schöpfte der Affe schlimmen Verdacht, und er sagte bei sich selbst:

— Nicht umsonst sucht die Schildkröte Aufhaltung und Zögerung, und ich glaube fast, daß ihre Gesinnung gegen mich eine andere geworden ist, und daß sie ihre Liebe von mir abgewandt hat, und mir nun übel will; denn kein Ding wendet sich leichter und schneller als das Herz. Auch sagt man: Der Kluge darf nicht vernachlässigen, zu erforschen, was in der Seele seiner Leute, Kinder, Brüder und Freunde vorgeht, und deshalb muß er auf Alles Acht haben, auf jeden Blick und jegliches Wort, so wie auf jegliche Bewegung, denn dieses Alles gibt Zeugniß von dem, was in dem Herzen vorgeht. Und die Weisen haben gesagt: Wenn in eines Herz sich böser Verdacht eingeschlichen gegen seinen Freund, der ergreife die Vorsicht und nehme sich vor demselben wohl in Acht und beobachte alle seine Blicke und Zustände; wenn dann sein Verdacht gegründet ist, so kann ihm so kein Unheil erfahren, und wenn er unbegründet war, so hat er doch Vorsicht gewonnen, und diese schadet ihm nichts. Hierauf sagte der Affe zu der Schildkröte:

— Was hält dich denn auf und warum muß ich dich so niedergeschlagen sehen, gleich als ob dir wieder etwas in Sinn gekommen wäre?

Die Schildkröte erwiederte:

— Das macht mir eben Sorgen, daß du nach meiner Wohnung kommst und du es bei mir eben nicht finden wirst, wie ich gerne möchte; denn meine Gattin ist krank.

Der Affe versetzte:

— Mache dir keine Sorgen, denn die Sorgen helfen dir zu nichts. Sieh dich vielmehr um nach Heil- und Nahrungsmitteln, die deiner Gattin gut kommen mögen; denn man sagt: Wer Vermögen hat, der soll es für dreierlei verwenden, nemlich zu frommen Gaben, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und für die Weiber.

— Du hast Recht, entgegnete die Schildkröte, und so sollst du denn wissen, daß die Aerzte erklärt haben, daß es für meine Gattin kein Heilmittel gebe, als das Herz eines Affen.

Da sprach der Affe bei sich:

— O Wehe! Da habe ich mich wieder von der Ungenügsamkeit und Habgier, trotz meines hohen Alters, hinreißen lassen und bin nun in's

Verderben gerathen! Ja, ja! der hat wahr gesprochen, der gesagt hat: Der Genügsame und Zufriedene lebt in Ruhe und Sicherheit, der Ungenügsame und Habgierige dagegen lebt die ganze Zeit seines Lebens in Beschwerden und Mühsal. Nun gilt es, von meiner Klugheit Gebrauch zu machen und einen Ausweg zu suchen aus der Gefahr, in die ich gerathen.

Hierauf wandte er sich an die Schildkröte mit den Worten:

Was hat dich denn abgehalten, mich solches früher wissen zu lassen, denn dann hätte ich mein Herz genommen. Bei uns Affen nemlich ist die Gewohnheit: Wenn einer von uns auf Besuch geht zu einem Freund, so läßt er sein Herz zurück bei seiner Familie oder an seinem Wohnort, damit, wenn wir bei dem Freunde Weiber zu sehen bekommen, wir unser Herz nicht an dieselben verlieren können.

— Und wo ist denn, fragte die Schildkröte, jetzt dein Herz?

— Ich habe es, erwiederte der Affe, auf dem Baum zurückgelassen; wenn du aber willst, so kehre mit mir zu dem Baum zurück, um mein Herz zu holen.

Ueber diesen Antrag war die Schildkröte erfreut; und sie kehrte mit dem Affen nach seinem Wohnort zurück. An dem Ufer angelangt sprang dieser dann von ihrem Rücken herab, und stieg auf den Baum. Als er aber die Schildkröte lange unten warten ließ, redete ihn diese also an:

— Nimm dein Herz zu dir, und steige herab und laß mich nicht so lange warten!

Da entgegnete ihr der Affe:

— Oho! glaubst du denn, daß ich sey wie der Esel, von dem der Schakal gesagt, daß er kein Herz und keine Ohren habe.

— Wie war das? fragte die Schildkröte.

Der Affe begann hierauf also:

Der Löwe, der Esel und der Schakal.

— Es war, erzählt man, ein Löwe in einem Wald und bei ihm ein Schakal, der die Ueberreste seiner Speise zu essen bekam. Dieser Löwe bekam die Räude, und wurde so schwach und elend, daß er nichts mehr sich erjagen konnte. Da sagte der Schakal zu ihm:

— Wie befindest du dich doch, o Herr der

Thiere, deine Umstände scheinen sich verändert zu haben?

Der Löwe erwiederte ihm:

— Diese Räude ist's, die mir Beschwerden macht, und es gibt dafür kein anderes Heilmittel als das Herz und die Ohren eines Esels.

— Was ist leichter, versetzte der Schakal, zu verschaffen, als das? Ich weiß an dem und dem Ort einen Esel, der einem Walker gehört, und der demselben seine Kleider tragen muß. Ich will diesen Esel zu dir bringen.

Hierauf gieng er mit schnellen Schritten zu dem Esel. Nachdem er denselben begrüßt, sagte er zu ihm:

— Du kommst mir so abgemagert vor!

— Mein Herr, antwortete der Esel, gibt mir nichts zu fressen.

— Wie magst du aber dann, fuhr der Schakal fort, bei ihm bleiben?

— Ich wüßte nicht, entgegnete der Esel, wohin ich gehen sollte, und nirgends kann ich mich hinwenden, wo nicht ein Mensch mich plagte und quälte und hungern ließe.

Der Schakal entgegnete ihm:

— Ich könnte dir einen abgelegenen Ort weisen, wo kein Mensch hinkommt, und wo es reichlich Futter gibt, an welchem sich auch eine Eselin aufhält, die so schön und fett ist, wie noch kein Auge dergleichen gesehen, und der nichts abgeht als ein Esel.

Was hält uns ab, versetzte der Esel, zu ihr zu gehen? bring uns doch zu ihr!

Da gieng der Schakal mit ihm nach der Gegend hin, wo der Löwe hauste. Er gieng aber etwas voran, schlich in das Dickicht zu dem Löwen und bezeichnete ihm die Stelle des Esels. Der Löwe kam dann aus dem Dickicht heraus und wollte über den Esel herfallen, allein er vermochte solches nicht wegen seiner Schwäche, und der Esel entkam ihm und rettete sich durch eine schleunige Flucht. Als der Schakal sah, daß der Löwe des Esels nicht mächtig geworden, sagte er zu dem Löwen:

— Bist du denn bis auf solchen Grad schwach geworden?

Der Löwe entgegnete ihm:

— Wenn du den Esel noch einmal mir

brächtest, so würde er mir gewiß nicht wieder entkommen.

Da gieng der Schakal zu dem Esel hin und sagte zu ihm:

— Was ist dir denn begegnet? Siehe, die Eselin ist blos wegen ihrer heftigen Brunst so auf dich losgegangen, und hättest du ihr Stand gehalten, so hätte sich ihr Muth gelegt.

Als aber der Esel von seiner Eselin hörte, da entbrannte seine Begierde und er brüllte und er nahm wieder den Weg nach dem Löwen. Der Schakal gieng ihm voran, und gab dem Löwen wieder Bericht, indem er zu demselben sagte:

— Richte dich gegen ihn, denn ich habe ihn für dich daran bekommen, aber diesmal darf dich nicht wieder Schwäche überfallen, denn wenn er abermals entkäme, so würde er nimmermehr mit mir zurückkommen.

Auf diese Ermuthigung des Schakals entflammte sich der Muth des Löwen. Er begab sich nach der Stelle, wo der Esel seyn sollte, und fiel, sobald er ihn erblickte, in aller Hast über ihn her und zerriß ihn. Darauf sagte er zu dem Schakal:

— Die Aerzte haben vorgeschrieben, daß

man nichts essen soll, bevor man sich nicht gewaschen und gereinigt; drum bewache mir den Esel, bis ich zurück bin, und ich will dann sein Herz und seine Ohren verzehren und alles Uebrige dir zur Verspeisung lassen.

Während der Löwe aber entfernt war, um sich zu waschen, da machte sich der Schakal an den Esel und verzehrte sein Herz und seine Ohren, in der Hoffnung, daß der Löwe den Mangel an Herz und Ohren für ein schlimmes Zeichen ansehen, und dann gar nichts von dem Esel essen möchte. Als der Löwe dann wieder kam und den Schakal nach dem Herz und den Ohren des Esels fragte, erwiederte ihm dieser:

— Weißt du denn nicht, daß, wenn der Esel Herz und Ohren gehabt hätte, er nicht wieder sich dir genähert hätte, nachdem er gerettet und seinem Verderben entgangen war?

— Dieses Gleichniß, fügte der Affe bei, habe ich dir erzählt, daß du wissen mögest, daß ich nicht bin wie jener Esel, von dem der Schakal ausgesagt, daß er kein Herz und keine Ohren habe. Du aber hast mich überlistet und betrogen und ich habe dann dich betrogen, und habe so wieder gut gemacht was ich verdorben. Und

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bidpai,

Das Buch des Weisen

Bd.: 1

Stuttgart 1839

A.or. 716-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10249343-4